

Schweiz unter Druck: Ein erfahrener Diplomat rät zum Widerstand

Nummer 30 – 23. Juli 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCH



Am Anfang war der Grill

Erst durch die Entdeckung des Lagerfeuers entstand der zivilisierte Mensch. Nicht Sex, sondern Kochen ist der Ursprung der Ehe. *Von Kai Michel*

Schwangere Chefinnen: Wo ist das Problem?

Antoinette Hunziker und Julia Onken widersprechen der Weltwoche.

«Obama ist ein Genie»

Der amerikanische Schriftsteller Philip Roth über Literatur und Amerika.
Von Thomas David



Unsere Anker und Ankerräder werden von Hand und aus Gold und sehr selten gemacht. Sonst hat ja bald jedes welche.



Den Entschluss, Anker und Ankerräder aus reinem Gold und in Handarbeit herstellen zu lassen, fasst man nur einmal im Leben. Verbaut man sich doch damit die Möglichkeit, den Verlockungen der Massenfertigung zu erliegen. Das ist, expansionswirtschaftlich betrachtet, natürlich eine Dummheit. Dem blitzgeschweichten Professor der Physik hingegen, der unseren Entschluss mit dem Hinweis auf die besseren Gleiteigenschaften von Gold wissenschaftlich bekräftigte,

Löhnten wir die höchst willkommene Rehabilitation mit einer Flasche vom Guten. Sehr zu Ihrem Wohl.



MONARD, Ref. 343.505-015. Platin. Cal. HMC 343.505. Handaufzug mit echten Kegelrädern. Mind. sieben Tage Gangdauer. Gangreserveanzeige werkseitig. Sekundenstopp. Moser-Echappement, auswechselbar. Anker und Ankerrad aus gehärtetem Massivgold. Sichtboden. LEIDENSCHAFTLICH ANDERS.

Basel, BUCHERER – Genève, L'HEURE ASCH – Interlaken, KIRCHHOFER – Lugano, VALENTE
Luzern, EMBASSY – St. Moritz, EMBASSY-LA SERLAS – Zürich, BUCHERER

H. Moser & Cie.

Intern

Das Thema «schwängere Chefin» sorgt weiterhin für Debatten. Der «Club» des Schweizer Fernsehens widmete der Frage diese Woche eine Sendung, es erreichen uns unzählige Leserbriefe (eine Auswahl auf Seite 20), und auch im privaten Rahmen wird bei Tischgesprächen heftig weiterdiskutiert. In dieser Ausgabe kommen die Frauen zu Wort. Die bekannte Psychologin Julia Onken greift in ihrem Artikel die Thesen der *Weltwoche* an. **Seite 12**

Die Frage «Kind oder Karriere?» hat sich für die frühere Chefin der Schweizer Börse Antoinette Hunziker-Ebnetter nie gestellt. Sie wollte immer beides. Die Leiterin der Vermögensver-



Mutter und Managerin: Antoinette Hunziker.

waltungsfirma Forma Futura ist überzeugt, dass sich die beiden Aufgaben vereinbaren lassen, ohne dass das eine oder andere zu kurz kommt. Die Abwechslung habe sie bereichert, sagt sie im Interview. Die Managerin/Mutter hält es allerdings für wichtig, dass die Schweiz endlich Infrastrukturen für Frauen schaffe. Ihr 16-jähriger Sohn, mit dem sie sich auf das *Weltwoche*-Gespräch vorbereitete, lernt für die Maturaprüfungen. **Seite 14**

Was ist mit den Zürcher Grasshoppers passiert? Spätestens seit dem geplatzen Millionendeal mit einem angeblichen Investor erregt der noble Fussballklub und Rekordmeister nur noch Mitleid. Auch nach dem Abgang des umstrittenen Sportchefs Erich Vogel kämpft GC ums Überleben – finanziell wie sportlich. Der ehemalige GC-Profifussballer und Journalist André Grieder recherchierte die Gründe für den Absturz des einstigen Vorzeigeklubs.



Überlebenskampf: GC-Spieler.

Er traf sich mit ehemaligen Kollegen, Präsidenten und mit Vogel, der kurz nach seiner Entlassung «Klartext» reden wollte. **Seite 29**

Letzte Woche beschloss Island, das EU-Beitritts-gesuch einzureichen. Sofort wurde auch hierzulande versucht, die schon mehrmals geführte Beitrittsdiskussion wieder neu aufzurollen. Vielleicht hilft ein Blick über die Grenzen: Österreich trat 1994 der EU bei und brachte ähnliche Voraussetzungen mit wie die Schweiz. Der damalige *Spiegel*-Redaktor und Bestsellerautor («Die Globalisierungsfalle») Hans-Peter Martin war 1994 ein begeisterter Befürworter. Seine Euphorie wich bald Ernüchterung. Heute ist Martin Europa-Parlamentarier und einer der bekanntesten Politiker Österreichs. In diesem Blatt beschreibt er, wie die EU das europäische Projekt ad absurdum führe. **Seite 10**

Dass der amerikanische Schriftsteller Philip Roth die Arbeit an seinem neuen Roman unterbricht, um ein Interview zu geben, geschieht selten und fast widerwillig. Roth schien dennoch bester Laune, als er unseren Mitarbeiter Thomas David in New York empfing. Der 76-jährige Autor, der vor fünfzig Jahren sein erstes Buch veröffentlichte und im Oktober vielleicht endlich mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wird, sass lässig auf einem blauen Sofa und nippte gelegentlich an einem Glas Wasser. Im September erscheint im Carl-Hanser-Verlag eine Neuübersetzung seines Klassikers «Portnoys Beschwerden». Im Exklusivinterview spricht Roth über Amerika, seine Bewunderung für Präsident Obama und die Literatur des Landes. **Seite 40**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Philipp Gut (*Leitung Kultur und Gesellschaft*),

Carmen Gasser, Pierre Heumann,

Andreas Kunz, Peter Keller,

René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*),

Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*),

Daniela Niederberger,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Eugen Sorg, Mark van Huissingel,

Lukas Voellmy (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Max Frenkel, Ludwig Hasler,

Jörg Hess, Peter Holenstein,

Wolfram Knorr, Albert Kuhn,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

André Müller, Franziska K. Müller,

Ulf Poschardt, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*),

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*),

Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*),

Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojjaij-Huber

Verlagsleitung: Maïke Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*),

Angela Prisciantelli

Anzeigeninndienst: Anina Gross,

Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Weltwoche-Expertenreise Kuba

Entdecken Sie die grösste Karibikinsel mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer.



Kuba steht vor einer ungewissen Zukunft. Für eine Verbesserung der Lage spricht die politische Führung in den USA, für eine Verschlechterung das Alter der Castro-Brüder. Höchste Zeit, auf der Karibikinsel vorbeizuschauen und sich mit den fünfzig Jahren seit dem Ausbruch der Revolution zu befassen. Abzutauchen im kubanischen Alltag, zwischen Lebenslust und Entbehrung. Und aufzutauchen in landschaftlich schönsten Gegenden und an puderzuckerweissen Stränden.

Reisedaten: 22. Nov. bis 8. Dez. 2009.



René Zeyer studierte in Zürich Geschichte und Germanistik. Zu seinen journalistischen Stationen in jungen Jahren gehörten der *Wiener*, *Männer Vogue*, die *Schweizer Illustrierte*, bevor er als Auslandskorrespondent für die NZZ seinen Wohnsitz nach Havanna verlegte. Anfang 2000 kehrte er in die Schweiz zurück, zunächst als Korrespondent für den *stern*, dann war er Autor und Produzent der *SonntagsZeitung*. Heute ist er freier Journalist und Kommunikationsberater mit eigener Agentur. Sein neuester Coup: der Bestseller «Bank, Banker, Bankrott» (Orell Füssli Verlag).

René Zeyer unterstützt Zunzun – Schweizer Entwicklungsprojekte in Kuba und zeigt der Gruppe live und vor Ort, wofür er sich einsetzt.

Kuba – Willkommen im Land der alten vier-rädrigen Klapperkisten und der Sanktionen. Im Land der ergebnislosen Politik, des Neokolonialismus und einer strittigen Menschenrechtsbilanz. Aber auch im Land der kostenlosen Gesundheitsvorsorge, der Cohibas, des Rums und der unbeschwerten Lebensenergie.

Willkommen in einem Land, dessen freche, heitere, gegensätzliche und erschütternde Gesellschaft wie durch puren Zufall durch azurblaue Karibikwellen an die Traumstrände des Landes gespült worden zu sein scheint. Und seither wie eine unvergängliche Titanic mitten im Meer der sie umgebenden Globalisierung treibt.

René Zeyers Referate und Philosophiethematen:

- Sozialismus, Santeria oder beides?
- Wer ist Fidel Castro, dessen riesiger Schatten auch in der Abendröte seiner Revolution weit in die Zukunft ragt?
- Che Guevara – politisch gescheitert, als Ikone unsterblich
- Warum die mit Widersprüchen beladene Insel trotzdem nicht untergeht
- Kuba als Landeplatz auch so vieler Wünsche und Träume von Europäern

Stationen einer Reise, die besondere, selten eindeutige, aber immer faszinierende Blickwinkel aufzeigt:

- Hemingway: Auf den Spuren einer der erfolgreichsten US-amerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts

- Havanna: Wo koloniale Bauten durch Restauration in neuer Blüte auferstehen
- Salsa: Kubanischer Rhythmus – vom Strassenmusiker bis zur weltberühmten Tropicana-Show
- Vuelta Abajo: Wo die besten Habanos der Welt herkommen
- Sierra Maestra: Wo Castros und Guevaras Revolution ihren Anfang nahm
- Baracoa: Einst Landeplatz von Columbus und bis heute entlegenes tropisches Paradies
- Schweinebucht: Desaster für den amerikanischen Geheimdienst, ruhmreicher Erfolg für Fidel Castro
- Trinidad: UNESCO-Weltkulturerbe in der Provinz der ehemaligen Zuckerbarone
- Karibik pur: Mit dem Katamaran zur einsamen Insel, auf der auch Leguane leben!

Reisearrangement für Weltwoche-Leser ab Fr. 6690.–, für Abonnenten ab Fr. 6400.– (exkl. Flugtaxen von Fr. 390.–, Stand Juli 2009).

Detailprogramm und Anmeldeformular Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf www.weltwoche.ch/platinclub.



Märchen

Wann ist «falsch» für eine Schweizer Journalistenjury falsch genug? «Hänsel und Gretel» und die Fremdbetreuung. Von Roger Köppel

Wann ist eine journalistische Recherche falsch genug, dass sie nicht mehr als wahr und somit nicht mehr als auszeichnungsfähig gelten kann? Das Problem wurde in der letzten *Weltwoche* anhand der von den Medien kaputtgeschriebenen Privatbank Swissfirst dargelegt. Die *NZZ am Sonntag* warf dem Institut während Monaten vor, bei einer Fusion die Pensionskassen geschädigt, die Pensionskassenmanager bestochen und gegen die Insidergesetzgebung verstossen zu haben. Aufgrund der schwerwiegenden Verdächtigungen und Beanstandungen setzte ein Trommelfeuer ein, das die Firma nicht überlebte. Die *NZZ am Sonntag* wurde für ihre Rechercheleistung 2007 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet.

Inzwischen steht rechtskräftig fest: Es gab keine Pensionskassenschädigung. Es gab keine Korruptionszahlungen an die PK-Manager. Es gab keine Insiderdelikte. Die Recherchen waren falsch, die Vorwürfe lösten sich in Luft auf. Dennoch dürfen die Journalisten ihren Preis behalten. Gerne hätten wir vom Präsidenten der Journalistenjury, Fredy Gsteiger, gewusst, warum sein Gremium gegen alle Gerichtsentscheide (ein weiterer zugunsten der Bank kam im Juni dazu) sowie gegen alle Gutachten und selbst gegen die von den Zeitungen veröffentlichten Entschuldigungen nicht daran denke, den Preis wieder einzuziehen. Gsteiger meldete sich letzte Woche erst nach Redaktionsschluss zu Wort. Wir reichen den Kommentar hiermit nach: Noch immer sieht die Jury keine Veranlassung, auf den Entscheid zurückzukommen. Fast wortgleich übernimmt Gsteiger die Formulierungen eines Editorials der Sonntags-NZZ vom letzten März: Es sei «in lediglich zwei Punkten ein falscher Eindruck» durch die Berichterstattung des preisgekrönten Blatts entstanden. Da Gelder von den Pensionskassen «betroffen» gewesen seien, habe sich ein «hohes öffentliches Interesse» ergeben. Eine Jury habe nicht die Möglichkeit, «die publizierten Fakten nachzurecherchieren».

Tatsache bleibt: Die Berichterstattung des Sonntagsblattes war in ihren entscheidenden drei Argumenten falsch, und nicht einfach «in lediglich zwei Punkten». Es ist nicht die Aufgabe der Jury, die Tatbestände nachzurecherchieren, aber es wäre ihre Pflicht, den inzwi-



Psychogramm der Urangst vor der Krippe.

schen verbrieften Faktenstand unabhängig zur Kenntnis zu nehmen und nicht in den Worten des betroffenen Organs zu verwedeln. Der Fall ist insofern besonders pikant, als der renommierte Zürcher Journalistenpreis nicht zum ersten Mal für eine Artikelserie vergeben wurde, deren entscheidende Behauptungen nachweislich falsch waren. Vor neun Jahren wurden zwei *Blick*-Reporter für ihre Enthüllungen zur Schweizer Armee prämiert. Der Schriftsteller Urs Widmer lobte die Texte damals als eine Art «Watergate»-Coup des Schweizer Aufdeckungsjournalismus. Kurz darauf wurde bekannt, dass die beiden Enthüller die wilden Verschwörungstheorien des Hochstaplers Dino Bellasi verbreitet hatten. Die Jury blieb schon damals wider besseres Wissen bei ihrem Urteil.

In angelsächsischen Ländern ist es gängige Praxis, Juryfehler zu korrigieren. In der engmaschigen Schweizer Medienszene erweist man sich im Ernstfall als gnädig. Die Frage bleibt: Wann ist «falsch» bei den obersten Juroren falsch genug? Der Zürcher Journalistenpreis wird zum Glaubwürdigkeitsrisiko der Medienbranche.

Der neue «Harry Potter»-Film ist tatsächlich enttäuschend. Man wundert sich, wie ein so erfolgreicher Roman so matt auf die Leinwand gebracht werden kann. Es fehlt jede Spannung, die Figuren interessieren nicht, am schönsten sind die Dekors, aber nach einer Stunde hat man sie gesehen. Manchmal erge-

ben sich allerdings auch aus enttäuschenden kulturellen Darbietungen interessante Diskussionen. Diesmal landeten wir wieder beim Thema, das wir in der *Weltwoche* seit mehreren Ausgaben intensiv behandeln: Spielt es eine Rolle, ob die leiblichen Eltern ihre Kinder selber erziehen, oder kann die Aufgabe an entsprechendes Personal, Verwandte, Nannies, Babysitter delegiert werden? Die meisten Eltern halten es im Sinne der eigenen Flexibilität und Freiheit für problemlos, die Kinder bei Bedarf abzugeben. Wie aber lässt sich die Frage aus der Sicht der Kinder beantworten?

Die Wahrheit der Menschen erschliesst sich über ein Studium ihrer Mythen und Märchen. In den grossen Erzählungen drücken sich die ursprünglichen Wünsche und Ängste aus, und interessanterweise liefern gerade die Märchen faszinierende Anhaltspunkte zum Thema. Um es vorwegzunehmen: Die Angst vor dem Verlust von Vater oder Mutter, die Angst vor der bösen Stiefmutter, die Sehnsucht nach den leiblichen Eltern, die man als Kind so schmerzlich vermisste, ist der ganz grosse Stoff der Märchenliteratur. Was wirklich gefühlt und gedacht wird, womit sich Generationen von Kindern identifizieren konnten, lässt sich in den grossen Erzählungen ablesen.

«Harry Potter», das erfolgreichste Märchen der Gegenwart, handelt von einem Jungen, der unter der Knute schlimmer Pflegeeltern aufwächst, und nichts treibt ihn so sehr an wie die Sehnsucht, zu erfahren, wer wirklich sein Vater und seine Mutter waren. In «Star Wars», dem erfolgreichsten Märchen der siebziger und achtziger Jahre, geht es um den Vollwaisen Luke Skywalker, der erst nach ungezählten Kämpfen mit dem Laserschwert herausfindet, dass sein grösster Feind in Wahrheit sein leiblicher Vater ist, mit dem er sich am Schluss aufs Hingebungsvollste versöhnt. In Grimms «Hänsel und Gretel» werden zwei verwahrloste Kinder von einer bösen Hexe fremdbetreut, eine Art frühes Psychogramm der Urangst vor der Krippe. Auch das «Aschenputtel» leidet schwer unter der ihre leiblichen Töchter bevorzugenden Stiefmutter. Im «Rotkäppchen» wiederum erleben wir die tödliche Gefahr, die ein ahnungsloses Mädchen ohne Geleitschutz der Eltern im dunklen Wald befallen kann.

Trauen wir der emotionalen Intelligenz der Märchen, kann kein Zweifel bestehen: Nichts fürchten Kinder so sehr, wie wenn sie ihre Eltern fremden Leuten oder gefährlichen Verwandten anvertrauen. Die Geborgenheit, die in der eigenen Familie entsteht, war für die grossen Dichter weder ersetz- noch delegierbar. Ihre Geschichten werden noch immer erzählt, denn die Mythen bilden ewige, gefühlte Wirklichkeiten ab. Es ist ein Irrtum, zu glauben, es spiele für Kinder keine Rolle, wer sich zu Hause um sie kümmert.



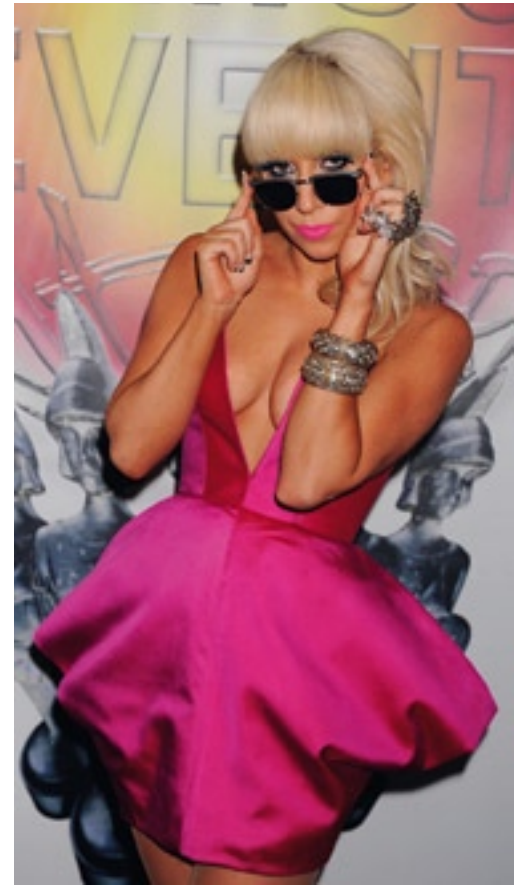
«Diskretion ist nützlich»: Jagmetti. Seite 26



Bürgerfern: EU-Elite. Seite 10



Evolution: am Grill. Seite 22



Pop-Feministin: Lady Gaga. Seite 32

Aktuell

5 Editorial

9 Kommentar Achtung: Ferien

10 Politik wie vor 150 Jahren

Wie die EU den europäischen Traum von Wohlstand, Frieden und Demokratie begräbt

12 Nicht jede Mutter ist die beste

Psychologin Julia Onken antwortet der *Weltwoche*. Die Rolle der Frau bei der Erziehung werde überschätzt

14 «Kinder möchten glückliche Eltern»

Unternehmerin Antoinette Hunziker-Ebnetter glaubt an die Vereinbarkeit von Karriere und Mutterschaft

16 Rechtschreibung Jetzt auch für Bünzlis

17 Sport Duell in der Sonne

18 Mörgeli Sommaruga, die soziale Mutter

18 Bodenmann Hinterbanker und Hinterbänkler

19 Medien Der Charme des Halfetten

19 Wortkontrolle Reto Iseli und die «Adipositas»

20 Leserbriefe

Hintergrund

22 Am Anfang war der Grill

Die Entdeckung des Feuers machte aus Affen zivilisierte Menschen. Das gemeinsame Kochen und Essen prägt das Zusammenleben von Mann und Frau bis heute

24 Zivilisation Echte Kerle am offenen Feuer

26 «Mit einer gewissen Bescheidenheit»

Der frühere Botschafter Carlo Jäggi über «aktive Neutralität» und den Bundesrat im Steuerstreit mit den USA

29 Bestenfalls Mitleid

Die Zürcher Grasshoppers stecken in der grössten Krise ihrer Geschichte – eine Spurensuche

32 Verkleinerung der Kampfzone

Beth Ditto, Lady Gaga und Peaches: Sind hässlich-schöne Frauen ein emanzipatorischer Fortschritt?

34 Was nach der Krise kommt

Der Milliardär und Investor George Soros über Chancen und Risiken der globalen Finanzpleite

36 «Napoleon hat alles genommen»

Roger de Diesbach über seine Ahnen

38 Wagners Frauen

Die Bayreuther Festspiele unter der Leitung von Eva und Katharina Wagner: Neue Ära oder alte Fehden?



«Obama könnte eine Eisenwarenhandlung leiten»: Philip Roth. Seite 40

Interview

40 «Obama ist ein politisches Genie»

Für den grossen amerikanischen Schriftsteller Philip Roth ist Literatur die beste Möglichkeit, sich selbst zu beschäftigen. Und die neue Regierung im Weissen Haus hält er für einen riesigen Glücksfall

Stil & Kultur

44 Modebestien Inez van Lamsweerde & Vinoodh Matadin

46 Namen Von Avril Lavigne bis Venus Williams

47 MvH Meine Sponsoren

48 Im Gespräch Dirk Boll, Europa-Chef beim Auktionshaus Christie's

49 Luxus Liebschaften mit Gefahrenpotenzial

50 Auto BMW Z4 sDrive 3.5

51 Objekte LG-Handy Arena KM900

51 Wein Château de Rayne Vigneau Sauternes 1997

52 Bestseller

52 Es lebe der Todfeind

Warum das US-Handelsembargo gegen Kuba nicht fallen wird. Ein Ausflug ins kubanische Labyrinth

54 Jazz Xu Fengxia/Lucas Niggli

54 Film «Hangover»

55 Theater Schwur mit Folgen

56 Doppelpass Urlaubsträume. Folge 35 des Fortsetzungsromans

58 Hochzeit Vanessa Meister und Krishnan Varma

Autoren in dieser Ausgabe

Julia Onken



Selbst Mutter zweier Töchter, hat die 67-jährige Psychologin zahlreiche Bücher zur Rolle der Frau verfasst. In dieser Ausgabe schreibt sie, warum sie die Kritik an ABB-Chefin Staiblin überflüssig findet und Mütter in Karrierejobs die Kinderbetreuung ruhig delegieren dürfen. Seite 12

George Soros



Mit seinen Prognosen erzielte der 79-jährige amerikanische Investmentbanker ein Vermögen, das vom *Forbes Magazine* auf neun Milliarden Dollar geschätzt wird. In seinem neuen Buch analysiert er die Zeit nach der aktuellen Krise. Einen exklusiven Vorabdruck lesen Sie auf Seite 34

www.weltwoche.ch

Videos von den Weltwoche-Soirées mit Roger Köppel

Der Schweizer Autor Charles Lewinsky, der russische Botschafter Igor B. Bratchikov, der Historiker Hans-Ulrich Wehler: Sie alle waren schon mal Gast an einer Weltwoche-Soirée mit Chefredaktor Roger Köppel. Die Video-Aufzeichnungen sämtlicher Gespräche können Sie jetzt online abrufen. Dazu kommen die legendären Video-Interviews von Roger Schawinski.
www.weltwoche.ch/video

Reiseblog: Bonum Iter

Bonum Iter, zu Deutsch «Gute Reise», ist ein Blog-Experiment von Manfred Messmer und der Weltwoche. Es geht um eine nicht ganz alltägliche Reise, von der noch nicht genau feststeht, wohin sie führen wird. Klar ist die Dauer: vier Wochen, sowie das Transportmittel: Bahn, 1. Klasse.
www.weltwoche.ch/bonumiter

Platin-Club

Verlosung: Gewinnen Sie 2 Tickets für das Konzert: Haydn, «Die Schöpfung», 28. August 2009, Menuhin-Festival Gstaad.
Produkt des Monats: 20% Rabatt auf das Multimedia-Handy Samsung S8000 Jet. Fr. 519.- statt Fr. 649.-
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub

Was keiner
verpassen
will.

20 Minuten Online informiert relevant und aktuell. Erleben Sie News, Hintergründe und Unterhaltsames, multimedial und professionell aufbereitet. Jeden Tag. Morgens, mittags, abends, nachts. www.20minuten.ch



Achtung: Ferien

Von Daniela Niederberger — Die Sommerferien sind die «schönste Zeit des Jahres», aber auch eine heimtückische Falle für Beziehungen. Die meisten Scheidungen werden nach der Rückkehr eingereicht.



Plötzlich hat man so viel Zeit: Vermeiden Sie nächtelange Diskussionen.

Jetzt kommt die schönste Zeit – die Ferienzeit! Man freut sich schon seit ewig, man hat im Katalog das teuerste Hotel ausgewählt oder im Internet die ideale Ferienwohnung gefunden, man denkt an romantische Spaziergänge, eine leichte Brise im Haar, an glücklich quetschende Kinder. Aber Achtung: So wunderbar sie sein können, Ferien sind auch heimtückische Fallen, in die schon manches Paar geraten ist. Nicht selten zerbricht eine Beziehung ausgerechnet in «der schönsten Zeit des Jahres». In der Schweiz werden im September am meisten Scheidungen eingereicht – nach den Sommerferien.

Doch weshalb? Warum soll der Mensch jetzt, wo er endlich nichts tun kann – in der Sonne liegen, im Strassencafé sitzen, mit der Liebsten flanieren –, weshalb soll er ausgerechnet jetzt von dunklen Trennungsgedanken heimgesucht werden?

Vielleicht gerade wegen der verflixten Bilder in seinem Kopf. So hart gearbeitet das ganze Jahr, so vieles aufgeschoben, jetzt aber heisst es: geniessen! Andreas Michel ist Psychotherapeut in Zürich. Er macht auch Paartherapien. Nach den Sommerferien melden sich immer besonders viele Paare an. Er sagt: «Ferien sind ausserordentliche Zeiten, im Positiven und im Negativen. Manche Paare haben dann die beste Zeit, andere schaffen das nicht mehr.» Wir

haben alle unsere Ferien-Projektionen, unsere Traumvorstellungen. «Endlich Zeit füreinander, gute Gespräche, guter Sex. Tritt das nicht ein, ist die Enttäuschung riesig.»

Zeit füreinander – aber für was? Gespräche – der Partner ist mundfaul. Guter Sex – der Bauch ist nach dem Buffet aufgebläht, es ist zu heiss.

Gefährlich sind die stillen Annahmen: Der Mann, der das ganze Jahr für die Familie geschuftet hat, denkt: «Juhu, ausspannen.» Die Frau, die den Haushalt besorgt und die Kinder versorgt hat, denkt: «Juhu, jetzt wird er mich entlasten.» – «Jeder nimmt an: <Der andere merkt, was ich will>», sagt Michel.

Eine gewisse Leere

Man hat auch plötzlich so viel Zeit. Im Alltag muss nicht mit dem anderen reden, wer nicht mag. Man kann sich zwischen Arbeit, Abwasch und Kindern prima aus dem Weg gehen. In den Ferien nicht. Der Winterthurer Psychotherapeut Felix Kobelt kennt ein Paar, das regelmässig am Sonntagnachmittag eine Krise hat. Eine gewisse Leere tritt zutage. Beide Partner sind wochentags beruflich gefordert, der Samstag lässt sich gut mit Aktivitäten füllen, sonntags sitzt man sich fast ein wenig fremd gegenüber. Doch der rettende Montag ist ja nah. Ferien sind länger. «So gesehen sind Feri-

en eine Art Beziehungstest», sagt Kobelt. «Es zeigt sich klar, wie viel oder wie wenig noch da ist. Da nützt es auch nichts, am schönsten Ort der Welt zu sein.»

«Gerade weil so viel freie Zeit vorhanden ist, können Konflikte aufbrechen, die vorher still schlummerten. Nun kann keiner mehr ausweichen», sagt Andreas Michel.

Falls die Substanz der Beziehung noch nicht zu stark geschrumpft ist, was gilt es in den Ferien zu beachten? Was ist zu tun, was zu lassen? Erst einmal sollten sich Paare überlegen, was sie eigentlich wollen. Die Bedürfnisse sind zu klären. Weder soll der eine widerwillig am Strand liegen noch der andere sich auf einer Velotour abmühen müssen. Wichtig: Freiräume sind zu gewähren, falls ein Bedürfnis danach besteht. Die Mutter, die rund um die Uhr für die Kinder da ist, möchte vielleicht jeden Tag zwei Stunden in die Sauna oder shoppen gehen. Der Gatte ist von der aktiven Sorte und würde gerne am Morgen aufs Bike sitzen. Beide sollten diese Wünsche vor den Ferien anmelden. Nicht, dass sie sich auf einen gemütlichen Brunch freuen und er schon die Velomontur anzieht. Paartherapeut Michel staunt immer wieder, wie wenig solche Dinge besprochen werden.

Auch Anwälte und Ärzte sind betroffen

Familien mit Kindern tun gut daran, das Fuder nicht zu überladen. Vielleicht sind Ferien im Toggenburg stressfreier als die achtstündige Autofahrt in den Süden.

Häufig ist es so, dass die Frau die Ferien alleine plant, weil der Mann beruflich viel weg ist und sie ohnehin immer alles organisiert. Das mag gut und recht sein. Nur sollte er sich dann nicht beklagen, wenn die Ferien auf die Bedürfnisse der Frau und der Kinder zugeschnitten sind. Aus Italien wurde vor ein paar Jahren von einem Ferienstress berichtet, der an den Stränden um sich greife. Schon nach wenigen Urlaubstagen gingen sich die Eheleute auf die Nerven, insbesondere die Männer seien betroffen. Sie empfänden es als Diktat, den ganzen Tag weibliche Sachen machen zu müssen: Kinder hüten, einkaufen, das Ferienhaus putzen. Betroffen seien vor allem Männer, die sonst kaum in den Familienalltag eingebunden seien, Anwälte und Ärzte.

Falls man in den Ferien tatsächlich merken sollte, dass etwas nicht mehr gut ist, sind endlose Beziehungsdiskussionen zu vermeiden. «Man sollte maximal eine Stunde am Stück darüber reden», rät Paartherapeut Kobelt. Meist sind es die Frauen, mit ihrem Sensorium für solche Dinge, die spüren, wenn etwas nicht mehr stimmt. Dann wollen sie nächtelang diskutieren. Was beiden den Urlaub garantiert vermiest. Viel besser ist es da, gemeinsam etwas zu unternehmen, und sei es nur im Bett. Vorher aber die Teller am Buffet nicht zu hoch beladen. ○

Politik wie vor 150 Jahren

Von Hans-Peter Martin — Zu Beginn sah der EU-Beitritt für Österreich nach einer guten Sache aus: Das europäische Projekt versprach grenzüberschreitenden Wohlstand, Frieden und Demokratie. Doch bald folgte die Ernüchterung. Einsichten eines damals glühenden Befürworters.



Selbstgefällige und verkrustete Elite: Reinfeldt, Buzek und Barroso (v.l. n. r.).

Als Vorarlberger ist man zumeist trockener Realist, als Kalifornier neigt man zum innovationsfreudigen Träumer. Ich bin ein Vorarlberger Kalifornier, durch und durch.

Mein bester Freund in der Zeit an der Volksschule und in den ersten Gymnasialjahren in Bregenz war ein Schweizer, Sohn des Maggi-Chefs in Österreich. Rund um seine Fabrik in Seenähe roch es billig, in der Dienstvilla am Hang edel. Neben der Fabrik befand sich das Stadion, in der Gründerzeitvilla thronte ein damals noch so seltenes TV-Gerät. Da durften vor uns nur Jim Knopf aus der Augsburger Puppenkiste und Fussballspiele flimmern, grau in grau, aber mitten hinein in unsere Kinderherzen. Regelmässig nahm uns der wortkarge Schweizer Freundesvater auch ins Stadion mit, ihm verdanke ich die hemmungslose Leidenschaft fürs Fussballschauen.

Dabei war in den sechziger Jahren kaum etwas langweiliger als die Länderspiele der Schweiz gegen Österreich. Zwei medioker neutrale Teams kickten sich zu einem 0:0. Dennoch war es etwas Internationales, Grenzüberschreitendes. Am Geburtstag meines Freundes, am 1. August, reiste die so bewunderte Schweizer Familie stets ab und verschwand hinter der Schweizer Grenze in den Urlaub. Die ersten Jahre glaubte ich, das grosse

Feuerwerk, das da stets auch im Vorarlberger Rheintal zu bestaunen war, gelte meinem Freund.

Später zog ich das grosse Los: Ich qualifizierte mich für ein Stipendium in einer damals exzellenten Highschool nahe Berkeley. 1973/74 durchstreifte ich ehrfurchtsvoll den Campus der University of California, und bei jedem Stein fragte ich mich, wie er wohl Anteil an der schon verblassten Studentenrevolte genommen hatte. Nach diesem prägenden Lebensjahr träumte ich zunächst vom wahren Sozialismus in Österreich und später als *Spiegel*-Korrespondent von der Weite der Vereinigten Staaten von Europa.

Niederschmetternde Bilanz

1994 ersehnte ich das Ja der Österreicher zum EU-Beitritt. Als Autor der «Globalisierungsfälle» bereiste ich auch Norwegen und die Schweiz, um sie zur EU-Vision zu bekehren. Zum Glück vergebens.

Denn die gegenwärtige Europäische Union kann man weder als Realist noch als Träumer gutheissen. Seit zehn Jahren arbeite ich inzwischen als EU-Parlamentarier in Brüssel und in Strassburg. Zuerst wollte ich – so der erste Wahlkampfeslogan – einen Beitrag leisten, «von der Globalisierungsfalle zum Europä-

ischen Traum». Oje. Ich glaubte am Ende des vergangenen Jahrtausends noch: Wenn der amerikanische Traum verhies, dass jeder es schaffen könne, so könnte es Europas Vision sein, dass nicht nur jeder es schaffen können sollte, sondern auch niemand unfair zurückbleibt. Zehn Jahre später ist das Ergebnis EU-weit niederschmetternd: Niemals zuvor ist der Abstand zwischen Arm und Reich in Friedenszeiten so schnell gewachsen, gleichzeitig absolvieren in Österreich weniger Arbeiterkinder ein Universitätsstudium als vor dem EU-Beitritt.

Flut von Richtlinien

Nunmehr tobt die globale Wirtschaftskrise. Und der Finanzkollaps 2008, der eine 57-Billionen-Dollar-Blase sichtbar machte, welche durch spekulative Kreditversicherungen entstanden war, bringt ans Licht: Statt einen Schutzschild oder gar eine Alternative gegen den US-dominierten Kasino-Kapitalismus und unfaire Welthandelspraktiken zu bieten, erweist sich die EU als offenes Scheuentor für intransparente, ruinöse Finanzspekulationen, gerade auch von europäischen Banken. Und auch als freudiger Abnehmer von patent- und umweltverachtenden Warenexporten zu Dumping-Bedingungen; statt einer kontinentalen sozialen Marktwirtschaft mit Augenmass entwickelte sich eine bonusversessene Manager-Machtwirtschaft.

Und der Hohn schlechthin: EU-Spitzenpolitiker, die unter Lobbyisten-Druck in den vergangenen Jahren rechtzeitige Aufklärung und Kontrollmassnahmen in der EU-Kommission, im Rat und im Europaparlament hintertrieben, gebärden sich als Feuerwehr. Allen voran der EU-Kommissions-Präsident José Manuel Barroso, der in Brüsseler Kreisen ein so hohes Ansehen genießt wie unter Sportinteressierten die derzeitige österreichische Fussballnationalmannschaft. Schon bis zum Crash wurden Europas Bürger nicht geschützt oder sorgfältig gewarnt – und jetzt soll dieses politische Personal als rettende, hoffnungstiftende Führungselite tauglich sein?

Neue Massenarbeitslosigkeit ist kaum mehr vermeidbar, nicht einmal die Euro-Währung gilt noch als verlässlich stabil. Riesenschulden werden mit neuen Schuldenbergen bekämpft. Um dann die neuen, enormen Staatsschulden zur Krisenbekämpfung zu begleichen, drohen weitere Steuererhöhungen, saftige Infla-

tionsraten, vielleicht gar eine Währungsreform. Und statt eines blühenden demokratischen Freiraums symbolisiert die EU heute viel eher die Ent-Demokratisierung Europas. Glühende Pro-Europäer wie ich sind verzweifelt: Die derzeitige EU versagt dort, wo sie unverzichtbar gebraucht würde. Denn natürlich können transnationale Finanzströme und Wirtschaftsabläufe nur transnational geordnet werden. Und seit der Katastrophe von Tschernobyl 1986 wissen alle, dass existenzielle Umweltprobleme nur grenzüberschreitend lösbar sind. Doch statt sich darum kreativ zukunftsprägend zu kümmern, durchdringt der EU-Apparat mit seiner pedantischen einmaligen Flut von Richtlinien, Verordnungen, Entscheidungen und Beschlüssen europaweit unzählige Geschäfts- und persönliche Lebensbereiche, die, wenn überhaupt, auf nationaler oder regionaler Ebene viel besser zu regeln wären. 140 000 «Rechtsakte» gehören inzwischen zum EU-gemeinschaftlichen Besitzstand. Das täglich erscheinende Amtsblatt umfasst jährlich bis zu 800 000 Seiten.

Frieden – wie lange noch?

Zweifellos kann die Europäische Union mit ihren inzwischen 497 Millionen Bürgern einen herausragenden Erfolg verbuchen: Ihre Mitgliedsstaaten überziehen einander nicht mit Krieg. Und insbesondere die Bundesrepublik Deutschland profitierte jahrzehntelang vom wachsenden gemeinsamen Markt. Doch ohne taugliche, demokratische und auch vom Souverän akzeptierte Vertragsgrundlage sowie gelebte Volksherrschaft samt transparenten, fairen Regeln droht alles zu zerbrechen. Frieden – wie lange noch?

Denn Politik wird in Brüssel im neuen Jahrtausend gemacht wie vor 150 Jahren, als der Zigarrenrauch der Reichsfürsten und Gründerzeitkapitalisten noch die Hinterzimmer der Macht schwängerte. Die politischen Protagonisten der Gegenwart verhalten sich kaum anders. Im Kern ist es eine isolierte, selbstgefällige und vor allem verkrustete Elite, die zum

Niemals zuvor in Friedenszeiten ist der Abstand zwischen Arm und Reich so schnell gewachsen.

grössten Problem des Systems geworden ist. Von der Verwirklichung des Europäischen Traums einer freien, aber auch fairen und sozialen Gesellschaft ist sie so weit entfernt wie Amazonas-Krokodile vom alpinen Tief Schnee.

Dabei haben in der EU-Hauptstadt Brüssel bereits 84 Prozent aller in Österreich oder Deutschland geltenden Gesetze ihren Ursprung. Mitten in der grossen Wirtschaftskrise wäre politische Handlungskraft, die sich auf Bürgervertrauen und Legitimation stützen

kann, unverzichtbar. Stattdessen schlägt nur die Stunde der Räte, also der Treffen der nationalen Fachminister und Regierungschefs. Keine anderen politischen Gremien auf dem Kontinent verfügen über so viel Einfluss. Doch niemand sonst agiert so geheimnisvoll und bürgerfern.

Dreh- und Angelpunkt sind die beiden Arbeitsgruppen «Antici» und «Mertens». Ihre Teilnehmer und Sitzungstermine bleiben im Verborgenen. Protokoll wird keines geführt.

Unterstützt werden die so verschwiegenen tätigen Mitarbeiter dabei von Vorbereitungsgruppen, deren Anzahl intern auf 260 geschätzt wird. Sie arbeiten nach den gleichen Prinzipien wie die «Antici»- und «Mertens»-Gruppen, die nach ihren ersten Vorsitzenden in den siebziger Jahren benannt sind. Bei den allesamt vertraulichen Treffen kommt es bereits zu essenziellen Absprachen, die dann vom «Ausschuss der Ständigen Vertreter», den nationalen Botschaftern bei der EU, oft schon als Rechtsakte faktisch entschieden werden. Bis zu diesem Zeitpunkt hat noch kein Minister eines Mitgliedsstaats, geschweige denn ein gewählter Volksvertreter über den Text mitbestimmt. Alles wird in Beamtenkreisen verhandelt, die keinem Wähler gegenüber verantwortlich sind. Und die nationalen Parlamente winken nur noch als Gesetze durch, was ihnen von Brüssel aus vorgegeben wird.

Damit freilich ist die Demokratie in ihrem Herzen getroffen. Da bleibt keine Spur mehr von der «Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk», wie US-Präsident Abraham Lincoln einst in seiner Gettysburger Rede die Volksherrschaft definierte. In der Europäischen Union herrscht die gelebte, oftmals anonyme Beamtenmacht, unverantwortlich und



«Ent-Demokratisierung»: in Österreich.

unkontrollierten Einflüsterern ausgesetzt, in enger Verflechtung mit der EU-Kommission und den Büros der nationalen Minister.

In der Folge werden auch die regelmässigen Sitzungen der insgesamt neun Ministerräte zur Farce. Wenn die Ressortchefs überhaupt persönlich teilnehmen, sind sie vielfach schlecht informiert und segnen oft nur noch formal und in ganzen Blöcken ab, was ihnen die Beamten vorlegen. Das gilt für mehr als zwei Drittel der Tagesordnungspunkte. Nicht einmal eine Aussprache ist dazu vorgesehen. Die findet nur statt, wenn sich die Staatsdiener vor Ort nicht einigen können. Doch selbst bei strittigen Fragen verzichten die Minister in der Mehrzahl auf die Anreise aus ihren Hauptstädten. «Die Beamten werden es schon richten», erklärt ein Wiener Regierungsmitglied unverblümt.

Brüssel tickt anders

Selbst wenn die Bundesminister in ihren Räten eigenhändig über die Gesetze entscheiden, stellen sie damit demokratische Grundprinzipien auf den Kopf. Denn in einer Demokratie, die sich selbst ernst nimmt, können nur das Parlament oder Volksentscheide allgemeingültige Rechtsvorschriften beschliessen. Minister sollen verwalten, sind Teil der Exekutive, nicht der Legislative. Doch Brüssel tickt da anders.

Hinzu kommt das teure Tabu der Deutschen. Zugespitzt lautet dies: Die EU hat gut zu sein, weil sie als Friedensprojekt und Binnenmarkt den Rückfall in Nationalstaaterie und Protektionismus verhindert. EU-Kritiker hingegen sind böse, sogar wenn sie eklatante Missstände ansprechen.

Das ist nun unser Pech, das so vieler Schweizer, und auch meines. Wir Bösen können aber damit leben, und zwar nicht schlecht. Nach Jahrzehnten der Diaspora kehre ich mit meinem Hauptwohnsitz nun nach Vorarlberg zurück und habe gehört, dass mein ebenfalls gereifter Schweizer Freund wieder in Zürich lebt. Am 1. August werde ich zu ihm hinüberschauen und ihm über alle Feuerwerke hinweg nur das Beste wünschen. Ob er sich wie ich wieder für Fussball interessiert, in allen Farben?

Als inzwischen realistischer Träumer werde ich heute nicht mehr versuchen, die Schweizer zum EU-Beitritt zu überreden. Die EU muss zumindest demokratiepolitisch viel schweizerischer werden, ehe sich die Schweizer ihr weiter annähern sollten.

Hans-Peter Martin ist österreichischer EU-Parlamentarier und der grosse Sieger der letzten Europawahlen in Österreich. Sein Buch «Die Europafalle – Das Ende von Demokratie und Wohlstand» erschien 2009 im Piper-Verlag.

Nicht jede Mutter ist die beste

Von Julia Onken — Gehören Mütter nicht in wirtschaftliche Führungspositionen? Ist es die biologische Bestimmung des Weibes, nur für den eigenen Nachwuchs da zu sein? Erstaunlich, wie unlogisch die *Weltwoche* argumentiert. Die Rolle der leiblichen Mutter bei der Erziehung wird krass überschätzt.



Dienstleistungen aller Art: Frau, Mutter, Managerin.

Die ABB-Chefin Jasmin Staiblin hat sich erlaubt, ausgerechnet in einer schwerwiegenden Wirtschaftskrise schwanger zu werden und in Mutterschaftsurlaub zu gehen. Darf sie das? Ja, sie muss dürfen können, dröhnt es empört nicht nur von der feministischen Liga. Nein, sie darf nicht, kontert die Gegenseite, denn «der Kapitän gehört im Sturm auf die Kommandobrücke».

Auf den ersten Blick klingt das durchaus einleuchtend: Es geht wahrlich nicht, sich aus der Verantwortung abzumelden. Und trotzdem gleicht die Argumentation einem aufgeschreckten Kaninchen auf der Jagd, das verzweifelt Haken schlägt.

Es geht wieder einmal um die Frage nach der biologischen Bestimmung des Weibes. Mit dem Mutterwerden sei ihr Tätigkeitsbereich naturgegeben und deshalb vorgezeichnet und klipp und klar abgesteckt. Frauen, die Kinder

haben wollen, gehörten nicht in Führungspositionen, sondern an den Wickeltisch. Es sollte endlich Schluss sein mit der «Fünfer und Weggli»-Mentalität. Das Wohl des Kindes stehe doch im Vordergrund, und dieses gedeihe nur gut, wenn es in der pausenlosen Fürsorge einer emotional warmen Mutter-Kind-Beziehung eingebettet sei. Zudem müssten «sich Frauen bewusst sein, dass die Rolle der Mutter die wichtigste und exklusivste Rolle ihres Lebens ist» (Roger Köppel).

Wenn kluge Männer unklug denken

Wenn Eva Herman sich in abstruses Gedankengut versteigt, mag das noch angehen. Schliesslich hat das Leben sie ziemlich durchgebeutelt – da kann es zu einem Kurzschluss im Hirn kommen. Wenn aber ein Denker wie Roger Köppel, dessen Markenzeichen schnörkellose und vor allem logische gesellschafts-

politische Analysen sind, sich in unlogischen Argumentationen verfängt, dann ist dies eine ernstzunehmende Angelegenheit. Mag sein, dass die bevorstehende Vaterschaft zur romantischen Verklärung der Mutterrolle verführt. Aber hier scheint Schillers «Glocke» (1799) Alarm zu schlagen:

*[...] Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrscht weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehrte die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn Ende
Die fleissigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.*

Wenn kluge Männer unklug argumentieren, muss ein triftiger Grund dahinterstecken, hier

wird er benannt: Die Mutterschaft ist ein Rund-um-die-Uhr-Job. Denn damit landen die meisten Frauen in einem Einpersonenunternehmen, mit ihnen als alleiniger Arbeitskraft. Mutterschaft impliziert die familiäre Dienstleistung aller Art. Da ist die Betreuung, Umsorgung und Pflege des Kindes, die Zuständigkeit für den Putz-, Wasch- und Kochservice sowie Verrichtungen der Krankenpflege. Wenn Kinder grösser werden, gehören Chauffeurdienste für aushäusige Aktionen wie Musik-, Sportunterricht und sonstige Förderprogramme zum Pflichtenheft. Auch Hilfestellung bei Hausaufgaben sowie animatorische Aktivitäten für die Freizeit gehören zum Mutteramt.

Die zeitliche Beanspruchung ist mit derjenigen einer Führungsperson vergleichbar. Während der berufliche Einsatz in der Wirtschaft in der Regel mit gesellschaftlicher Anerkennung quittiert wird, bleibt das Morgenständchen des Dorfmusikvereins am Muttertag für die meisten die einzige Würdigung für ihren Jahraus-jahreinsatz. Während eine im wirtschaftlichen Bereich tätige Person via Rentenansprüche usw. bis an das Lebensende ausgesorgt hat, fängt die Sorge um die Existenz bei vielen Frauen dann an, wenn der Mann – aus welchen Gründen auch immer – jäh von Bord geht und die Frau als havariertes Mutterschiff ohne Besatzung durch die Wellen kreuzt. Schliesslich wird jede zweite Ehe geschieden.

Das grösste Armutsrisiko für die Frau besteht, wenn sie alleinerziehend ist. Zudem: Ein Drittel der geschiedenen Väter bezahlen ihre Alimente pünktlich, ein Drittel unregelmässig und ein Drittel überhaupt nicht. So ist die Mutterschaft nicht nur als die «wichtigste und exklusivste Rolle im Leben einer Frau» zu verstehen, sondern gleichzeitig auch als die risikoreichste. Wichtig allerdings ist ihr Einsatz für den Mann. Wäre die Frau nicht rund um die Uhr zu Diensten, müsste er im Haushalt selbst Hand anlegen. Und – so viel ist inzwischen bekannt – sein Einsatz hält sich in Grenzen. So wird auch das Motiv für die Verherrlichung der Mutterrolle transparent: Je mehr sich Frau mit der Rolle der Mutter identifiziert – «Und reget ohn Ende / Die fleissigen Hände [...] Und ruhet nimmer» –, umso grösser der männliche Freiraum zur Umsetzung seiner Interessen und der beruflichen Karriere.

Das Argument, es gehe schliesslich um das Wohl der Kinder, ist ebenfalls falsch. Es gibt zweifellos Frauen, deren höchstes Glück darin besteht, von einer eigenständigen beruflichen Laufbahn abzusehen, um sich ganz und gar der Familienarbeit zu widmen. Sie verrichten ihre Arbeit mit viel Freude und Hingabe. Die Tätigkeit entspricht ihren Neigungen und Begabungen. An einer solchen Entscheidung gibt es nichts zu rütteln – wenngleich die Sorge um die wirtschaftliche Absicherung im Hintergrund bestehen bleibt. Andere sehen in einer Kombination von Familie und Beruf

(meist Teilzeitarbeit) ein geeignetes Modell. Aber es gibt auch Frauen, die sowohl in der Erziehungsaufgabe als auch in der Familienarbeit keine Befriedigung finden. Ihr Interessengebiet liegt nicht im familiären Dienstleistungsbereich. Sie sind kreuzunglücklich und fühlen sich in keiner Weise wohl in ihrer Haut. Alles in ihnen drängt danach, ihre Fähigkeiten in anderen Berufsbereichen einzubringen, sie möchten Aufgaben übernehmen, wo sie Verantwortung für die Gestaltung in Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur tragen! Sie möchten dort ihre Kompetenzen einsetzen, wo sie auch etwas zu bieten haben! Aber sie wünschen sich gleichzeitig auch eine Familie mit Kindern. Was ist daran so verwerflich?

Schliesslich wählen die meisten Männer dieses Modell, und niemand kommt auf die Idee, sie auf das biologische Programm festnageln zu wollen. Der männliche Beitrag bei der Zeugung eines Kindes beträgt immerhin die Hälfte. Somit müsste er ja auch hinterher mit fünfzig Prozent operativem Einsatz im Kinderzimmer in die Pflicht genommen werden.

Gebären ist nicht gleich erziehen

Ist es nicht auch für Frauen ein Menschenrecht, an allen möglichen Lebensbereichen vollumfänglich zu partizipieren? Weshalb sollten Frauen nur jene beruflichen Perspektiven in Angriff nehmen, die es ihnen erlauben, mit der einen Hand – so nebenbei – ihrer beruflichen Tätigkeit nachzugehen und mit der anderen Hand die Familienarbeit auszuüben?

Die Tatsache, dass Frauen Kinder gebären können, heisst noch lange nicht, dass sie begabte Erzieherinnen sind. Nicht wenige geraten an die Grenzen ihrer Möglichkeiten, wenn sie sich den ganzen Tag mit einem Kind beschäftigen müssen. Sie wären vielleicht grossartige Bildhauerinnen, aber für die Bastelarbeit mit Klo-Rollen haben sie zwei linke Hände. Sie würden vielleicht als Wissenschaftlerinnen beachtenswerte Leistungen erbringen, aber um den Schüttelreim eines Kinderliedes x-mal zu wiederholen, fehlt ihnen die Geduld.

Wenn uns das Wohl der Kinder tatsächlich am Herzen liegt, dann sollte man nur das Beste für die Kinder ins Auge fassen. Es gibt Mütter, da wünscht man sich, dass sie sich in jenen Bereichen betätigen, die ihnen tatsächlich mehr entsprechen, als sich auf die Welt eines Kindes einzulassen. Da genügen Feldstudien beim Warten an der Kasse im Supermarkt, wenn einem Mutter-Kind-Dialog beigewohnt werden kann. Da stelle man sich ernsthaft die Frage: «Würde ich das Kind dieser Frau sein wollen?» Nebenbei bemerkt, die Frage darf auch ruhig in Bezug auf die Väter gestellt werden. Und plötzlich werden Nietzsches Worte bildhaft vor Augen geführt: «Welches Kind hätte nicht Grund, über seine Eltern zu weinen.»

Es geht nicht darum, qualifizierten Top-Frauen das Kinderkriegen ausreden zu wol-

len, sondern darum, grundsätzlich umzudenken und den Mythos «Mutter ist die Beste» endgültig zu verabschieden. Die Mutter kann für das Kind tatsächlich das Beste sein, aber es trifft nicht für alle Kinder zu. Wenn Mütter unglücklich sind, wird sich ihre Stimmung auf das Kind übertragen, es wird quasi unbewusst Schuldgefühle mit der Muttermilch aufnehmen. Es spürt, dass es für die Mutter mehr Last als Freude ist. Da wäre es besser, wenn sich Menschen um es kümmern würden, die sich als Bezugspersonen eignen, weil sie ihm emotionale Zuwendung, kontinuierliche Verlässlichkeit und Liebe zu geben vermögen. Damit jedes Kind die Erfahrung macht, geliebt, gewollt und begleitet zu sein, damit es spürt: «Es ist schön, dass es mich gibt.» Dies ist die beste Voraussetzung, um sich den Begabungen und Interessen entsprechend zu entfalten.

Im 21. Jahrhundert muss es zur selbstverständlichen Sache der Welt gehören, dass gezielt ausgebildete Personen Betreuungsaufgaben übernehmen, sich mit viel Liebe und Einfühlung um das Wohl des Kindes kümmern, während die Mutter ihren Dienst auf der Kommandobrücke versieht, dort, wo sie stark und kompetent ist. Dies ist das Beste für Mutter und Kind!

Die Psychologin **Julia Onken** hat mehrere Bücher und Essays zur Rolle der Frau verfasst, darunter auch «Hilfe, ich bin eine emanzipierte Mutter – Ein Streitgespräch zwischen Mutter und Tochter».

suche.ch
Das Schweizer Internet-Portal

jetzt noch besser!
einfacher - schneller - genauer

schon besucht?

fahrzeuge.ch

wohnwagen.ch

carreisen.ch

anhaenger.ch

kurierdienst.ch

umzugsfirmen.ch

reinigung.ch

wetterbericht.ch

«Kinder möchten, dass ihre Eltern glücklich sind»

Von Pierre Heumann und Roger Köppel — Die Unternehmerin Antoinette Hunziker-Ebneter glaubt an die Vereinbarkeit von Karriere und Mutterschaft. Auch die besten Chefs seien nicht unersetzlich. Ihr eigener Sohn habe es immer befürwortet, wenn die Mutter im Beruf ganz vorne mitspielt.

Frau Hunziker, Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre sagte kürzlich, sie habe sich für die Karriere und gegen Kinder entschieden. Beides gehe nicht. Korrekt?

Ich kenne viele Mütter, insbesondere im Ausland, jedoch auch im Welschland und in der italienischen Schweiz, die ihre berufliche Laufbahn und das Muttersein kombinieren. Auch ich wollte beides. Mit einem gesunden und fröhlichen Kind ist dies einfacher. Aber diese Frage kann nur individuell beantwortet werden.

Aber Frau Deltenre weiss doch als ausgewiesene Managerin, wovon sie redet.

Bevor eine Frau Mutter wird, kann sie nicht wissen, wie sie darauf reagieren wird.

Wie haben Sie sich auf die Doppelrolle eingestellt?

Zunächst habe ich während zweier Monate mit dem Arbeiten ganz aufgehört. Dann spürte ich, dass mir etwas fehlte. Ich merkte, dass ich eine glücklichere Mutter sein kann, wenn ich einen beruflichen Ausgleich habe. Ich eröffnete zunächst eine Beratungsfirma für Risikomanagement und arbeitete einen Tag pro Woche. Später steigerte ich auf fünfzig und achtzig Prozent, bevor ich wieder ganztags zu arbeiten begann. Das war damals nicht selbstverständlich. Als mein Sohn Kurt vor sechzehn Jahren auf die Welt kam, war es ja noch eine Ausnahme, dass eine Frau nach der Geburt ihres Kindes Managementaufgaben behielt.

Hat Ihr Kind darunter gelitten, dass die Mutter nicht immer zu Hause war?

Meine Bedingung war immer, dass mein Sohn Kurt glücklich ist.

Sonst hätten Sie sich aus dem Berufsleben zurückgezogen?

Sicher. Und es wurde mir auch klar: Kinder möchten, dass ihre Eltern glücklich sind. Als ich zu fünfzig Prozent arbeitete, hatte ich die beste Work-Life-Balance. Auch beim Spielen mit Kurt kamen mir Ideen fürs Geschäft. Man betrachtet die Dinge halt anders, wenn man nicht nur Karriere macht. Zudem ist man heute ja jederzeit erreichbar. Und abends, wenn Kurt schlief, habe ich natürlich auch gearbeitet.

Das klingt gar idyllisch. Haben Sie die beiden Welten, Kind und Karriere, nicht als Dilemma empfunden?

Anfangs dachte ich auch, nein, das geht nicht. Aber dann merkte ich, dass ich die geistige Inspiration vom Arbeitsplatz



«Mama, ich finde es super, dass du so ein interessantes Leben hast»: Vermögensverwalterin Hunziker.

brauche. Das beschränkte ich zunächst auf einen Tag pro Woche. Wie viele Abende ich pro Woche weg bin, habe ich jeweils mit meinem Sohn ausgehandelt, d. h., ich habe ihn jedes Jahr gefragt, wie viele es denn sein können. Das ist heute noch so.

Ihr Sohn hatte keine Mühe mit Ihrer Arbeit? In Kilchberg, wo Sie wohnten, dürften damals nur die wenigsten Frauen berufstätig gewesen sein.

Nein, im Gegenteil: Er war stolz darauf. Als er acht Jahre alt war, meinte er einmal zu mir: «Mama, ich finde es super, dass du so ein interessantes Leben hast.»

Hat man Ihnen vorgeworfen, Sie würden Ihr Kind vernachlässigen?

Ich hatte kein schlechtes Gewissen. Ich habe vor diesem Gespräch das Thema mit Kurt besprochen und ihm diese Frage gezeigt, die Sie mir zur Gesprächsvorbereitung geschickt hatten. Er hat den Ausdruck «nicht vernachlässigt» durch «nie vernachlässigt» ersetzt. Wir haben jeden Abend drei Stunden miteinander verbracht – das waren dann voll seine Stunden.

War Ihr Sohn nicht überfordert, als Sie ihm im zarten Alter schon Verantwortung für Ihre Lebensplanung aufbürdeten?

Im Gegenteil, ich habe ihn in meine Entscheidungen miteinbezogen, was er sehr geschätzt hat und was sein Selbstbewusstsein förderte.

Hat Sie andererseits nie das Gefühl geplagt, Ihr Kind sei bei der Karriere hinderlich?

Als ich mein Kärtchen bei der Bank Leu abgab ...

... wo Sie im Direktorium waren ...

... sagten mir Kollegen: «Wir verstehen nicht, dass du es schaffst, den Titel, ohne mit der Wimper zu zucken, abzulegen.»

Und was war Ihre Antwort?

Ich hatte nie daran gedacht, etwas anderes zu machen. Ich wollte ja Mutter werden. Etwas später liess ich eigene Visitenkarten drucken.

Das klingt so gut, dass man sich fragen muss: War es tatsächlich so?

Es kommt stets darauf an, welche Ziele man verfolgt. Glücklicherweise zu sein und etwas Sinnvolles zu tun – das sind meine Lebensziele. Das kann man in grossen und kleinen Unternehmungen realisieren.

Nehmen wir an: Eine Frau ist UBS-Chefin und Vorgesetzte von Zehntausenden Leuten, wird überraschend schwanger und nimmt die von der UBS bewilligten sechs Monate Mutterschaftsurlaub. Ist das nicht verantwortungslos gegenüber der Firma?

Wenn diese Frau eine funktionierende Stellvertretung sowie eine Vertrauenskultur aufgebaut hat und offen kommuniziert, ist dies nicht verantwortungslos, sondern professionell. Eine andere Führungsperson könnte ja sechs Monate wegen Krank-

heit ausfallen. Es ist stets so zu führen, dass, wenn man unters Tram kommen würde, die Firmenführung von einem Stellvertreter oder wie bei uns bei Forma Futura von zwei Stellvertretern übernommen werden kann. Jede Frau und jeder Mann ist ersetzbar.

Das ist doch absurd. Wenn sich ein Topmanager so leicht überflüssig machen kann, warum verdient er dann so viel?

Die Saläre von einigen Leuten in der Finanzbranche sind zu hoch – da bin ich mit Ihnen einer Meinung. Aber wir sprechen ja über ein anderes Thema. Verantwortungsvolles Management setzt voraus, dass man nicht nur geeignete Nachfolger und Vertrauenspersonen aufbaut, sondern dies gegen aussen auch mitteilt. Dann verläuft im Fall der Fälle die Ablösung reibungslos. Alles andere ist verantwortungslos. Die Regelung der Nachfolge und der Stellvertretung ist eine der zentralen Führungsaufgaben.

Was sagen Sie einer Mitarbeiterin, der Sie für Hunderttausende von Franken einen Harvard-MBA bezahlt haben und die Ihnen ein Jahr später mitteilt: «Ich bin dann mal weg, ich bin schwanger»?

Da hätte ich kein Problem.

Ihr Altruismus ist beeindruckend.

Ernsthaft: Ich sehe das als Investition in die Gesellschaft. Wichtig ist, das Niveau der Arbeitnehmer zu erhöhen. Wo die Person dann arbeitet, ob bei mir oder bei der Konkurrenz, ist eine zweitrangige Frage. Und wenn diese Frau anschliessend eine gute Mutter wird, finde ich das super! Auch Männer, denen man teure Ausbildungen finanzierte, wechseln die Stelle. Wollen Sie das verbieten?

Hätte US-General Eisenhower am Tag vor der Invasion im Zweiten Weltkrieg vier Monate Vaterschaftsurlaub starten können?

Das sind Extrembeispiele. In der Wirtschaft ist das durchaus möglich. Ich glaube nicht an den Kult der Unersetzlichkeit.

Angenommen, Sie seien eine weibliche Ausgabe von Steve Jobs mit genialen Ideen. Kurz bevor Sie den iPod zur Marktreife führen, melden Sie sich für sechs Monate ab, weil Sie aus persönlichen Gründen eine Auszeit beanspruchen wollen. Ist das verantwortungsbewusst gegenüber der Firma?

Es würde gar nicht so weit kommen, dass ich alleine vorne stünde. Ich hätte ein starkes Team. Dazu gibt es prominente Beispiele.

Welche denn?

Goldman Sachs hat eine Teilung des obersten Managements mit zwei Co-CEOs eingeführt, so muss nicht nur einer vorne stehen.

Handeln Mütter nicht verantwortungslos gegenüber ihren Kindern, wenn sie sich zu sehr um den Beruf statt ums Kind kümmern?

Es ist wichtig, dass man sich um das Kind kümmert. Ob es der Mann macht, die Frau oder eine andere hervorragende Person, ist nicht so wichtig.

Sie glauben nicht, dass der leiblichen Mutter eine spezielle Verantwortung zukommt?

Diese biologistische These teile ich nicht. Gleichzeitig betone ich: Es ist extrem wichtig, dass das Kind gut betreut wird. Ich plädiere nicht für Verantwortungslosigkeit!

Wo haben Sie eigentlich mehr über Führung gelernt: als Mutter oder als Chefin?

Zuerst habe ich über Führung viel im eigenen Elternhaus sowie beim Arbeiten für Chefs und in den Teams mitbekommen. Dann natürlich als Mutter wie auch als Chefin. Ich erschrak, als ich erkannte, welche Macht eine Mutter über ihr Kind haben kann und wie es an ihr liegt, ob es sich selbständig oder eben unselbständig entwickelt. Dies hat mich für Führungsfragen noch sensibler gemacht.

Wenn Sie zurückblicken: Würden Sie die Kombination Karriere und Mutterschaft jungen Frauen empfehlen?

Wir kommen vermutlich auch in der Schweiz in eine Situation, wo immer weniger Frauen sich den Luxus der Wahl zwischen Muttersein und Beruf leisten können, aus wirtschaftlichen Gründen. Im angelsächsischen Raum, wo ich früher gearbeitet habe, war das immer schon so. Dort standen Frauen im Berufsleben, unter anderem auch deshalb, weil sie nicht wussten, wie lange ihr Mann einen Job haben würde. Dort gibt es auch entsprechend gut organisierte, vom Staat finanzierte Infrastrukturen, wo man sich um die Kinder kümmert.

Wäre das Ihrer Meinung nach ein Modell für die Schweiz?

Es braucht Strukturen, die es Müttern ermöglichen, von acht bis sechs zu arbeiten. Dazu sind Kindergärten tagsüber nötig, und zwar ab frühem Alter, zudem Tagesschulen mit Mittagstisch.

Haben Sie denn keine Bedenken, dem Staat immer neue Aufgaben aufzuhalsen?

Ich habe sicher Respekt vor einer Erhöhung der Staatsausgaben. Aber die nächste Generation ist unsere Zukunft. Deshalb müssen wir in die Erziehung investieren. Andernfalls züchten wir Sozialfälle heran, welche die Gesellschaft irgendwann einmal sehr teuer zu stehen kommen.

Der Staat will durch Prüfungen sicherstellen, dass Tanten und Götti wirklich geeignet sind, die Kinder ihrer Verwandten zu betreuen. Ist das noch sinnvoll?

Wir sollten die Fremdbetreuung nicht erschweren, sondern erleichtern.

Antoinette Hunziker-Ebneter leitet die Vermögensverwaltungsgesellschaft Forma Futura Invest AG. Zuvor war sie Konzernleitungsmitglied der Bank Julius Bär, Vorsitzende der Schweizer Börse sowie CEO von Virt-x, der ersten paneuropäischen Börse. Sie lebt mit ihrem 16-jährigen Sohn und ihrem Partner zusammen.

Im Internet

Dossier mit allen Artikeln zum Thema auf www.weltwoche.ch/muetter



Rechtschreibung

Jetzt auch für Bünzlis

Der neue Jubiläums-Duden schafft es, 5000 neue Wörter aufzunehmen, ohne allzu viele rauszuschmeissen. Jetzt ist Zeit, dass die Reformgegner endlich Ruhe geben. Eine weitere Verunsicherung ist unnötig.

Von Max Wey

1880 ist das «Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache» von Dr. Konrad Duden erschienen. Soeben ist der Jubiläums-Rechtschreibduden herausgekommen, die 25. Auflage. Etwa 5000 neue Wörter wurden neu aufgenommen, von anderen hat man sich verabschiedet. Gibt es Wörter in der ersten Ausgabe, die auch noch in der neusten Auflage aufgeführt sind? Natürlich gibt es die: All die Zeit überdauert haben, und zwar, ohne dass die Schreibweise verändert wurde: «Bibergeil», «Chauvinist», «Hanswurstiade», «Müssiggang», «Rumpsteak», «Spelunke», «Zärtelei». In immer kürzeren Abständen folgen sich die Auflagen. Goldesel Duden muss für das Bibliographische Institut Geld verdienen, nachdem man wegen Brockhaus in finanzielle Schieflage geraten ist. Brockhaus wurde mittlerweile an Bertelsmann verkauft, und der Berliner Cornelsen-Verlag hat kürzlich den Dudenverlag übernommen.

Bei den vielen Änderungen in der letzten Auflage war es unvermeidlich, dass sich ein paar Fehler einschlichen. Fast schien es, als habe selbst Duden bei dem Hickhack um die Rechtschreibreform den Überblick verloren, etwa wenn bei «per du» unter dem Stichwort «per» Kleinschreibung, beim Eintrag «du» aber Grossschreibung («per Du») empfohlen wurde. Beides ist nach wie vor richtig, Duden empfiehlt aber jetzt einheitlich Grossschreibung. Die fehlerhaften Genitiv- und Pluralangaben bei «Klips, Clips» sind ebenfalls korrigiert worden, und – nicht unwichtig – «Illettrismus» wird jetzt richtig mit zwei statt nur einem t geschrieben.

Bei manchen Neueinträgen wundert man sich, dass sie erst jetzt im Duden stehen, so etwa «Auswärtserfolg», «Alpenrepublik» oder «Dentalhygieniker, Dentalhygienikerin» und «Notfalldienst». Als Schweizer erblickt man mit Wohlgefallen «hirnen» (die Österreicher nennen es «kopfen»), «Badkleid», «Signalisation» oder «Bünzli» (für «Spiessbürger» – in der Schweiz aber auch, wie wir wissen, ein relativ häufiger Familienname). Mit der Gleichstellung von Frau und Mann in der Sprache geht's munter voran. Der Biedermann freut sich, dass es jetzt auch eine Biederfrau gibt, und der Angsthase darf nunmehr im dunklen Wald in Begleitung einer Angsthäsln laut pfeifen. Künftig kann man auch im Duden während

der Tour de France nachschlagen, wie man «Alpe-d'Huez» richtig schreibt. Dass gewisse Banken böse sind, wussten wir schon länger, aber nun wissen wir, dass eine «Bad Bank» schlechte Kredite von in Schwierigkeiten geratenen Banken übernimmt. Soll man sie verbieten oder nicht? – auch die «Heizpilze» haben den Sprung ins Wörterbuch geschafft. In Basel gibt es ein Projekt für ein Badeschiff; der Duden sagt uns, dass dies ein zu einem öffentlichen Schwimmbad umgebautes Schiff ist.



Im «Badkleid»: «Baywatch»-Nixe Anderson.

Die bei Varianten von Duden empfohlenen Schreibweisen sind nach wie vor gelb markiert und stehen nun konsequent an erster Stelle. Auch die blauen Infokästchen gibt es weiterhin. Beim Stichwort «Toilette» erhalten wir die Zusatzinformation, dass die Österreicher solche Zusammensetzungen ohne Fugen bilden (Toiletteartikel). Was der Rat für Rechtschreibung in Zukunft für Streiche ausheckt, weiss man noch nicht; dieses Mal war er gut beraten, auf Neuerungen zu verzichten. Die rot markierten Wörter fehlen, das heisst, die berühmte Gämse drängt sich nicht mehr in den Vordergrund, und sie tut so, als ob sie sich schon immer so geschrieben hätte. Die rote

Farbe wird sich als Zornesröte auf den Gesichtern der nach wie vor vorhandenen Reformgegner finden, denn die Neuschreibungen werden so zementiert. Wer erstmals in einen Duden schaut, kommt gar nicht auf die Idee, das Tier könnte sich einst «Gemse» geschrieben haben. Das ist aber gut so. Was es jetzt braucht, ist eine Beruhigung. Was es nicht braucht, ist eine weitere Verunsicherung seitens der Reformgegner, die weiter der Illusion nachhängen, die Rechtschreibreform könne rückgängig gemacht werden. Gebt endlich Ruhe!, möchte man ihnen zurufen, entspannt euch, lehnt euch zurück und lest ein gutes Buch (in alter Rechtschreibung, versteht sich; um Himmels willen nicht Stefan George, der hat Kleinschreibung praktiziert).

Ganz ohne Neuerungen ist es, wenn man sich die schweizerischen Einträge ansieht, dann doch nicht gegangen. Im Infokästchen unter dem Stichwort «Götli» liest man, dass bei diesem Wort neu ein Plural-s möglich ist, das gilt ebenso für «Bünzli», und bei «Löli» ist das Plural-s sogar zwingend (ja, der Löli, dieser Depp, steht jetzt auch im Duden). Im «Schweizer Wörterbuch» von Kurt Meyer gibt es diese Pluralformen noch nicht.

Irgendwie schaffen es die Dudenleute, 5000 neue Wörter aufzunehmen, ohne allzu viele rauszuschmeissen. Der «Genüssling» ist nicht mehr mit von der Partie. So eine «Cochonerie» (ist ebenfalls draussen). Dafür werden wir mit Zusatzinformationen getröstet. Das längste Wort im Duden? Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung (36 Buchstaben). Länger geht's nicht. Doch! Es steht nicht im Duden, aber im Dudenkorpus: Grundstücksverkehrsgenehmigungszuständigkeitsübertragungsverordnung (67 Buchstaben).



Max Wey

war lange Chefkorrektor der *Weltwoche* und ist Autor des eben im Echtzeit-Verlag erschienenen Buchs «Weys Deutschstunde. Fragen für alle» (www.echtzeit.ch).

Duden: Die deutsche Rechtschreibung. 25. Auflage. Bibliographisches Institut, Mannheim. Sonderpreis zusammen mit der «Duden Korrektor»-Software

Duell in der Sonne

Von Hanspeter Born — Um ein Haar hätte der 59-jährige Golfveteran Tom Watson das British Open gewonnen. Sein Erfolgs-Comeback verblüffte alle.



Tragik der menschlichen Existenz: Golf-Profi Watson, 1975 (l.) und 2009 beim British Open.

Am letzten Sonntag sandte Jack Nicklaus, den viele immer noch als grössten Golfspieler aller Zeiten betrachten, erstmals in seinem Leben eine SMS, wobei ihm seine Frau hilfsbereit zur Seite stand. Adressat war ein alter Rivale, Tom Watson. Wortlaut: «Win one for the old folks. Mach uns stolz. Mach uns wieder weinen.»

Vor 32 Jahren hatten sich Nicklaus und Watson im schottischen Turnberry in der Open Championship, dem prestigereichsten Golfturnier der Welt, den spannendsten Zweikampf in ihrer Karriere geliefert. Als sie am vierten Tag schlaggleich am Tee des 16. Lochs angelangten, drehte sich Watson zu seinem Gegner und meinte: «This is what it's all about, isn't it?» Nicklaus lächelte zurück und sagte: «You bet it is.» Am 17. Hole verpasste Nicklaus ein machbares Birdie, aber am 18. rettete er sich wundersam aus dem Rough und schaffte dann mit einem Elf-Meter-Putt ein sensationelles Birdie. Die Zuschauer tobten. Nicklaus hob seine Hand, um die Menge zum Schweigen zu bringen. Worauf Watson in aller Ruhe den Ball aus weniger als einem Meter Distanz versenkte und damit sein zweites Open gewann.

Es ist lange her seit dem legendären «Duell in der Sonne». Der aus Kansas City stammende Tom Watson war von 1978 bis 1982 die Nummer eins der Welt, bevor er von der Bildfläche verschwand. Das fünfte von ihm gewonnene

(britische) Open 1983 war auch sein letzter Sieg in einem Major – einem der vier Turniere, die mit dem Grand Slam im Tennis vergleichbar sind. Die neunziger Jahre meinten es nicht gut mit ihm. Er sprach dem Whisky allzu freudig zu. Die langjährige Ehe mit seinem Schulschatz ging in die Brüche. Man sah den Senior zwar weiter auf den Links, und er gewann 1998 dann noch sein letztes wichtiges Golfturnier. Sonst war der studierte Psychologe (Stanford-Universität) vor allem als kundiger Kommentator und Autor von Golf-Lehrbüchern bekannt.

Kleines Wunder mit künstlicher Hüfte

Als früherer Sieger genoss Watson – Nummer 1373 in der Weltrangliste – am Open vom letzten Wochenende Startrecht. Weil das Turnier in Turnberry, dem ihm lieben Ort seines Siegs über Nicklaus, stattfand, liess er sich die Gelegenheit zu einer Reise in die Vergangenheit nicht entgehen. Die künstliche Hüfte, die man ihm vor neun Monaten eingepflanzt hatte, liess ihn wieder normal gehen, er war in Form. Als er am Eröffnungstag lange in Führung lag, glaubte man an ein Wunder. Würde Watson mit 59 Jahren das noch nie Dagewesene schaffen, nach dem ersten Tag an der Spitze eines Major-Turniers zu stehen? Im letzten Moment stahl ihm der Spanier Jiménez die Show. Trotzdem schwelgten die Zeitungen im «Tag der

schönen Erinnerungen» (NZZ). Am Freitag wartete man auf das Einbrechen des Veteranen. Wer dann einbrach, war Tiger Woods, der mit den tückischen Winden nicht zurechtkam. Watson verblüffte mit seinem eleganten, sicheren Schwung, der – so ein altgedienter BBC-Kommentator – sich von demjenigen des jungen Watson kaum unterschied.

Der Grossvater beflügelte den Enkel

Am dritten Tag spielte der älteste Spieler im Feld in der gleichen Gruppe wie der jüngste, der 16-jährige italienische Amateur Manassero. «Grossvater» und «Enkel» beflügelten sich gegenseitig, und das Unglaubliche geschah. Vor der Schlussrunde lag Watson in Führung. Watson ist zwar geschmeidig und kann den Ball immer noch weit genug dreschen. Er hat nicht mehr die Länge seiner besten Tage und braucht deshalb einen längeren zweiten Schlag – das hat ihm letztlich das Open gekostet. Sein Gesicht ist verwittert, die Haut am Kinn hängt hinunter, und die am Nacken erinnert an Krokodille. Er ist alt. «Old» Tom Morris war 46, als er das Open gewann. Dies war 1867, die Konkurrenz war bescheiden. Der älteste Spieler, der je ein Major gewinnen konnte, war Julius Boros, 1968. Er war 48.

Nun kam der letzte Turniertag. Schon bald einmal schien es vorbei für den Opa. Er musste früh zwei Bogeys einstecken, und die junge englische Hoffnung Ross Fisher überflügelte ihn. Nachdem Fisher seine Hoffnungen im Gestrüpp begraben hatte, wechselte die Führung wieder zu Watson, bevor ein anderer junger Engländer, Lee Westwood, an ihm vorbeistürmte. Am 15. und 16. Loch geriet Westwood ebenso ins Stolpern wie der auch kurz führende Matthew Goggan, so dass am 18. Hole Tom Watson unerwartet mit 3 über Par ein Schlag vor den Gegnern lag. Par 4 fürs letzte Loch würde für das Wunder genügen. Erster Schlag perfekt. Zweiter Schlag fast perfekt, aber im letzten Moment rollte der vom Wind getragene Ball über den Rand des Greens, etwa acht Meter vom Ziel. Noch hatte Watson zwei Schläge, um den Sieg sicherzustellen. Der Chip geriet etwas zu lang, und der zweite, ein Putt von zwei Metern, ging deutlich daneben. Watson war schlaggleich mit dem Amerikaner Stewart Cink, der sich kontinuierlich nach vorne gearbeitet hatte. Das Stechen geriet zur Formalität, der Altmeister wurde abgestochen.

Hätte der 59-jährige Watson am letzten Hole den Zwei-Meter-Putt geschafft, hätte er eine Leistung vollbracht, die in der Geschichte aller Sportarten einmalig gewesen wäre. «It would have been a hell of a story, wouldn't it?», sagte er nachher, «aber es hat nicht sollen sein. Es nagt an den Eingeweiden, es ist nicht leicht zu ertragen.» Tom Watson verfehlte es, Geschichte zu schreiben. Aber er hat die Zuschauer fiebern, hoffen und trauern lassen und uns an Grösse und Tragik der *condition humaine* erinnert. ○

Mörgeli

Sommaruga, die soziale Mutter

Von Christoph Mörgeli

Es war die starke Stunde von Simonetta Sommaruga, Berner SP-Ständerätin, Mitglied der Rechtskommission und selbstdeklariertes «sozialer Mutter» der drei Kinder ihres Mannes. Die Klavierpädagogin diktierte den Journalisten, der «verhaltensauffällige» Bundesrat Blocher habe das Parlament «im Zusammenhang mit seiner Albisgütli-Rede blank angelogen». Statt seine Aussage über ange-schuldigte Albaner zu korrigieren, «lügt Christoph Blocher einfach». Blochers Abwahl sei richtig gewesen, «wenn man bedenkt, dass er den Ständerat anlog».

Es war die schwache Stunde von Simonetta Sommaruga, Präsidentin der Stiftung für Konsumentenschutz. In einem Brief an potenzielle Gönner zeterte sie, Pharmafirmen mit ausländischem Hauptsitz würden hier den Markt beherrschen. «Diese bieten in der Schweiz aber keine Arbeitsplätze und zahlen hier auch keine Steuern.» Angesichts von über 10 000 Arbeitsplätzen und vieler Millionen Steuern eine blanke, glatte, schamlose Lüge. Unerreichbar für jeden Journalisten, verpflichtetesich Sommaruga jetzt klammheimlich, ihre Falschaussagen nie mehr zu wiederholen.

«Wahr, sachlich und möglichst objektiv» müssten Informationen sein, verlangte Sommaruga von Christoph Blocher. Die Anhängerin der Hokuspokusmedizin hat aber kein Problem, wenn ihre Stiftung für Konsumentenschutz in einer Impfbroschüre zu Dutzenden gemeingefährliche Lügen verbreitet. Als Darling des Schweizer Fernsehens muss die Inhaberin eines Dauerabonnements in staatstragenden Sendungen wie «Kassensturz», «Club» und «10 vor 10» keine unangenehmen Fragen befürchten.

«Auch Steuersenkungen sind eine Form von Subvention», schreibt Sommaruga. Sie meint damit, dass der Staat Anrecht auf jeden verdienten Franken der Bürger hat. Die KonsumentInnen dulden an ihrer Spitze eine lupenreine Sozialistin. Und haben vergessen, was Sozialismus für die KonsumentInnen bedeuten würde: leere Ladengeschäfte, stundenlanges Anstehen für eine «Sättigungsbeilage» und zehnjähriges Warten auf ein Auto – das sich dann nicht als Auto erweist, sondern als Trabi.

«Das Bankgeheimnis schwächen, um den Finanzplatz Schweiz zu stärken», fordert Sommaruga. Genauso gut könnte die «soziale Mutter» ihre drei Kinder in einem Schneesturm auffordern, sich nackt auszuziehen, um sich aufzuwärmen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Hinterbanker und Hinterbänkler

Von Peter Bodenmann — Steuergeheimnis tot. Bankkundengeheimnis ebenfalls. Trotz Alfredo Gysi. Und der Schweinegrippe.



Tot wie das Geschäftsmodell Steuerhinterzieher-Paradies: ausgestopfter Wolf.

Bankgeheimnis, Bankkundengeheimnis oder Steuerhinterzieher-Geheimnis? Das Geschäftsmodell der Schweizer Banken war alles in einem: Viele Reiche dieser Welt parkten ihre Vermögen in der Schweiz, um auf diese keine Steuern zu bezahlen. Weltweit glaubten die Staaten alle systemrelevanten Banken retten zu müssen. Der toxische Kapitalismus führte gemäss Joseph Stiglitz vom Neoliberalismus direkt zum Sozialismus für die Reichen. Die Regierungen dieser Welt sind nicht bereit, die Macht der Banken durch harte Regulierungen zu beschränken. Bereits laufen die Casinos wieder auf Hochtouren. Nur die ärgsten Missstände sollen beseitigt werden. Dazu gehört die Trockenlegung von Steueroasen.

Seit Monaten ist klar: Die Schweiz muss in die Offensive gehen. Und eine weltweite Quellensteuer für alle grossen Vermögen und Einkommen vorschlagen. Im Interesse der Länder der Dritten Welt. Und so allen, die ihre Vermögen bisher steuerfrei in der Schweiz geparkt haben, einen – wenn auch nicht ganz billigen – Ausweg bieten. Die Schweiz hat in Sachen Hochwasserschutz riesige Fortschritte gemacht. Nicht so politisch. Noch immer glauben Bundesrat und Parteien, sie könnten alle ändern Länder im Rahmen bilateraler Abkommen noch einmal einseifen.

Alfredo Gysi ist Präsident des Verbandes der Auslandsbanken in der Schweiz. Im *Tages-Anzeiger* fordert der Banker: «Die Schweiz muss

jetzt den Mut haben, für ein steuerehrliches Modell einzustehen.» Auf alle Vermögen und Einkommen solle eine Quellensteuer bezahlt werden. Der Bundesrat müsse subito handeln. Sonst werde der Flurschaden wirtschaftlich zu gross.

Der Mann kommt Monate zu spät. Die Schweiz ist längst in der Defensive. Sie ist die Geisel der UBS und wird von den Amerikanern in den nächsten Wochen öffentlich vorgeführt. Jene UBS, die in den USA Geld verdienen wollte, darf jetzt das Geld der Schweizer Steuerzahler an den amerikanischen Fiskus weiterleiten. Immerhin haben die Ausführungen von Alfredo Gysi zu keinem Sturm der Entrüstung geführt. In der Zwischenzeit ist dem letzten Hinterbanker und Hinterbänkler klar: Das Geschäftsmodell Steuerhinterzieher-Paradies Schweiz ist so tot wie der ausgestopfte Wolf im Vorzimmer eines Walliser Staatsrates.

Nur ein grosses weltweites Durcheinander könnte alles verzögern und der Schweiz zu einer zweiten Chance verhelfen. Wird die Schweinegrippe in den nächsten Monaten Politik und Wirtschaft vorübergehend lahmlegen? Die Chancen steigen, vorausgesetzt, Novartis kommt nicht zu schnell mit genügend und gutem Impfstoff auf den Markt.

Die Schweiz würde auch eine zweite Chance nicht nutzen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Der Charme des Halbfetten

Von Kurt W. Zimmermann — Das Schöne am People-Journalismus ist seine substanzlose Leichtigkeit – lesen Sie also substanzlos weiter.

Gratulation an die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Sie hat als einziges deutsches Blatt die Reichweite massiv gesteigert, neu auf über eine Million Leser. Das ist das Verdienst von **Tobias Trevisan**, dem Schweizer Geschäftsführer der FAZ. Trevisan war vorher bei der NZZ.

Bei der deutschen Constantin Medien AG geht es ebenfalls zügig voran. Weil der DSF-Sportkanal zu wenig *performs*, wurden die zuständigen Manager gefeuert. Das operative Geschäft von Film bis Fernsehen führt nun **Bernhard Burgener**, der Schweizer Vorstandsvorsitzende des Konzerns. Burgener kommt von Highlight Communications in Pratteln.

Aufmerksame Leser haben es natürlich gemerkt: Sie haben sich heute in den People-Journalismus verirrt. Der People-Journalismus ist unter den gedruckten Formaten optisch am schnellsten zu erkennen. Die Namen im Text nämlich sind alle halbfett gedruckt.

Unsere heutige People-Kolumne beschreibt eine Erfolgsgeschichte. Es ist die Erfolgsgeschichte der Schweizer Medienpersönlichkeiten in Deutschland. Neben Trevisan und Burgener haben es erstaunlich viele Eidgenossen dort in Führungspositionen geschafft.

Auffallend viele sind und waren in den elektronischen Medien aktiv. Der letzte Zuzug ist **Markus Tellenbach**, der neue Verwaltungsratspräsident von **Rupert Murdochs** Bezahlender Sky, früher Premiere genannt. Tellenbach war hierzulande beim Spot-Vermarkter Radiotele und Verwaltungsrat von TV 3.

Daneben hat eine ganze Reihe von Schweizern die deutsche TV-Landschaft mitgeprägt. Der frühere Zürcher Anwalt **Urs Rohner** war CEO von Pro Sieben Sat 1. Heute ist er VR-Vize bei der Credit Suisse. Rohner holte **Roger Schawinski** als Chef zum Fernsehsender Sat 1. **Catherine Mühlemann**, die als Programmplanerin auch bei TV 3 begann, wurde Chefin der Musiksender MTV und Viva und verantwortete zuletzt 18 TV-Kanäle. **Christoph Bürge** startete seine Karriere ebenfalls bei TV 3, führte dann den rumänischen Sender Prima TV und war bis diesen Sommer Unterhaltungschef von Sat 1.

Auch im klassischen Zeitungs- und Zeitschriftengeschäft sind die Schweizer in Deutschland unverzichtbar. **Ralph Büchi**, früherer Besitzer der *Handelszeitung*, ist als Präsident von Axel Springer International zuständig für Spanien, Frankreich, Osteuropa und Asien. Vor Büchi war schon **Martin Stahel** als Vorstands-



11:4 für uns: FAZ-Geschäftsführer Trevisan.

mitglied bei Gruner + Jahr in Hamburg in einer vergleichbaren Topposition.

Der ehemalige *Tages-Anzeiger*-Chefredaktor **Roger de Weck** wiederum brachte als Schriftleiter das deutsche Wochenblatt *Die Zeit* wieder auf Kurs. **Roger Köppel** war erfolgreich als Chefredaktor der *Welt*, bevor er dem Lockruf der *Weltwoche* erlag.

Das Erfolgsrezept

Umgekehrt ist der Austausch etwas limitierter. Immerhin kommen die Chefs der zwei grössten Schweizer Verlage aus dem grossen Kanton. **Christian Unger** ist die Nummer eins von Ringier, **Martin Kall** ist der Vormann von Tamedia. Auch **Christoph Bauer**, der neue CEO der Aargauer AZ Medien, ist Deutscher. Den aktuellen *Blick*-Chef **Ralph Grosse-Bley** können wir ebenso dazurechnen.

Das Duell Schweiz – Deutschland steht im Vergleich der wichtigen Medienmanager also 11:4 für uns. Das ist untypisch. In den meisten anderen Branchen ist es umgekehrt. Selbst im Banking, wo wir Schweizer spitze sein müssten, hat es nur **Joe Ackermann** in Deutschland zu etwas gebracht.

Irgendwie haben Sie nun das Gefühl, dass das eine ziemlich dünne Kolumne von diesem halbfetten **Kurt W. Zimmermann** war. Sie haben zwar viele Namen gelesen, aber zu den Namen nichts Substanzielles erfahren. Genau dies ist das Erfolgsgeheimnis des Genres.

Reto Iseli und die «Adipositas»

Von Peter Keller

Um gleich mit einem billigen Kalauer zu starten: Dicke Menschen haben es schwer im Leben. Überall drohen Treppen, schmale Sitze, verächtliche Blicke und eben: billige Kalauer. Erinnern Sie sich noch an den «dicken Reto», dessen Hilferuf uns über die Boulevardzeitung *Blick* erreichte? Der 250-Kilo-Mann beantragte vergeblich eine 50-Prozent-IV-Rente, um die nötige Zeit und M(o)usse zu finden, seine unnötigen Kilos loszuwerden. Diät auf Rente, sozusagen. Doch nur aufgrund seiner «Adipositas» körperliche und seelische Schäden davontrage, habe Anspruch auf eine Invalidenunterstützung, begründete das Verwaltungsgericht seinen ablehnenden Entscheid.

Fettleibigkeit war einmal. «Adipositas» heisst jetzt die, sagen wir einmal, vollschlanke Wortkreatur für eine stark übergewichtige Person. Und da der *Blick* gerade seine Flegeljahre wiederentdeckt und die Ringier-Gouvernante Frank A. Meyer endgültig nach Berlin ausgelagert wurde, findet sich Reto Iseli als «dicker Reto» wieder. Und zwar gleich auf der Titelseite. Mit Bild und Schlagzeile – und man versteht nun endgültig, warum sich die Blattmacher von ihrem bünzligen Tabloid-Magazin-Format verabschieden wollen und wieder eine grosse Zeitung anstreben. Mit schönen, bösen, fetten Buchstaben. Denn ein «dicker Reto» braucht Platz, um seine ganze Wirkung auf den Betrachter zu entfalten.

Zu viel der Häme? Oder noch ein Nachschlag gefällig? Der *Tages-Anzeiger* schaffte es, Boshaftigkeit mit klebriger Anteilnahme zu verquicken, indem er salbungsvoll nachfragte: «Wie verdaut der «dicke Reto» seine plötzliche Berühmtheit?» Wir wissen es nicht. Wir wissen bloss, dass Reto Iseli, würde er sich bei den Zürcher Verkehrsbetrieben (VBZ) als Chauffeur bewerben, ebenfalls wegen «Adipositas» abgelehnt würde. Denn wer einen Body-Mass-Index (BMI) von 35 oder mehr hat, stellt ein zu grosses Sicherheitsrisiko für die VBZ dar und darf keine Personen durch die Innenstadt kutschieren. Sonst wird aus dem Kollaps am Steuerrad schnell einmal eine Kollision am Bellevue.

Herrin über den Body-Mass-Index ist die Uno-Weltgesundheitsorganisation. Sie legt verbindlich fest, ob Buddha und Reto Iseli nur an etwas Übergewicht (BMI 25–29,9) oder schon an «Adipositas» (ab BMI 30) leiden.

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

«Wie ein Skalpell mehr bewirken soll als tausend Stunden beim Psychiater, ist mir schleierhaft.» *Simon Waber*



«Krankhafte Überzeugung»: Popstar Michael Jackson (1958–2009).

Pseudopsychologische Erklärungen

Nr. 29 – «Eine Art romantische Sehnsucht»; Roger Köppel im Gespräch mit dem Arzt und Jacko-Bekanntem Christoph Wolfensberger

Christoph Wolfensberger spricht von Fixierungen auf Missbildungen, die gar nicht da sind. Was im «Diagnostischen und statistischen Manual psychischer Störungen» unter körperdysmorpher Störung als «übermässige Beschäftigung mit einem eingebildeten Mangel» als psychische Erkrankung beschrieben wird, versucht er als Mediziner mit z. T. pseudopsychologischen und falschen Begriffen zu erklären. Immerhin verurteilt auch er die übertriebenen Operationen am Gesicht des «King of Pop». Wie er aber behaupten kann, ein Skalpell verbessere die Psychohygiene und könne mehr als tausend Stunden beim Psychiater bewirken, ist mir unverständlich. Es zeigt, dass viele Patienten, welchen eigentlich mit psychologischen Mitteln geholfen werden könnte und müsste, der plastischen Chirurgie zum Opfer fallen, was sie nicht heilt, sondern bloss in ihrer krankhaften Überzeugung bestätigt, es sei etwas mit ihrem Aussehen nicht in Ordnung. *Simon Waber, Bern*

Verharren am Schauplatz des Grauens

Nr. 29 – «Hermeneutik der Ursünde»; Eugen Sorg über den Völkermord in Ruanda

Zu dem sehr informativen Beitrag über den Genozid in Ruanda möchte ich gerne nachtra-

gen, dass dieses Massaker unter den Augen von Uno-Truppen für friedenssichernde Einsätze geschehen ist. Der Truppenkommandant Roméo Dallaire hatte monatelang die Uno vor einer sich abzeichnenden humanitären Katastrophe gewarnt und vergebens um Verstärkung gebeten. Als sich die Situation zuspitzte, erhielt er den Befehl, zur eigenen Sicherheit die Uno-Soldaten für friedenssichernde Einsätze abzuziehen. Diesem Befehl widersetzte er sich und verharnte mit seinen Truppen am Schauplatz des Grauens und rettete eine kleine Minderheit vor der sicheren Massakrierung. Danach kehrte er als gebrochener Mensch zurück und fand acht Jahre später nach wiederholten Suizidversuchen die Kraft, einen Bericht über die Ereignisse in Ruanda abzuliefern. Dieser trägt den Titel «Handschlag mit dem Teufel» und ist im Verlag Zweitausendeins im Februar 2009 erschienen. *Dr. med. Thomas Jeck, Basel*

Für Deutsche kaum nachvollziehbar

Nr. 29 – «Holt die Prügel-Schweizer zurück»; Peter Bodenmann über den Fall München

Peter Bodenmanns Idee, Schweizer Politiker mit Geld für die Opfer nach Deutschland zu senden, ist wirklich sehr originell, aber für uns Deutsche kaum nachvollziehbar. Wohl niemand würde hier auf den Gedanken kommen, eine ganze Nation für drei Gewalttäter verantwortlich zu machen. Sicher ist es eine sehr

sympathische Geste, über so viel Anteilnahme und Entschuldigungen von Schweizer Bürgern zu lesen. Nur können wir in Deutschland genauso wenig den allgemeinen Deutschenhass verstehen wegen eines Politikers ohne Manieren, den wohl die meisten Deutschen lieber nicht in der Regierung sähen.

Rudi Kaiser, München

Seit Schreibbeginn macht sich der Autor für einen EU-Beitritt stark. Deutschland ist Mitglied der EU und wendet das Strafrecht Letzterer an. Gemäss Kolumne lässt Peter Bodenmann das EU-Recht nicht gelten und will, dass das schweizerische Recht zur Anwendung kommt. Wenn es darum geht, die geerbten Betten mit Europäern zu belegen, sind Letztere willkommen; Straftaten, die durch Schweizer Bürger im EU-Raum verübt werden, sollten jedoch nach unserem Recht geahndet werden. Im Widerspruch erkennt man die «Linken». Und sind die genannten Straftatbestände nicht deren «Früchte»? *Albert Wolf, Gerolfingen*

Ich liebe es, mein Hirn zu trainieren, daher versuche ich immer mal wieder, Peter Bodenmanns Gedankengänge nachzuvollziehen. In seiner neusten Kolumne schießt er den Vogel ab. Nicht nur schafft er umstandslos den Spagat zwischen den Saisoniers der siebziger Jahre und den sinnlos gewalttätigen Jugendlichen von München. Er insinuiert auch, dass das Motiv der Letzteren die in der Schweiz grassierende Deutschenfeindlichkeit sei. Aha, die Jungs waren politisch motiviert, wenn auch falsch herum, daher mal ab über die Grenze, um es den Deutschen so richtig zu zeigen – da hätte doch schon vorher einer draufkommen können. Bodenmann stellt weiter fest, dass sich zurzeit «viele über Kriminalität und Gewalt aufregen». Er offenbar nicht – ist ja auch alles nur halb so wild, Geld heilt jedes Trauma. Schliesslich scheint er bei den Frauen ein bisschen den Mut zur Aggression zu vermissen («noch geht Gewalt fast immer nur von Männern aus»). Da kann ich ihn aber trösten: Da besteht durchaus noch Hoffnung. Vielleicht könnte ich einen Anfang machen – und schieße als Erstes seine Kolumne ab.

Christine Klingler Lüthi, Wädenswil

Kinderhüte-Lizenzen

Nr. 29 – «Sonst sterben wir aus»; Irène Dietschi über Krippen-Subventionierung

Ich kann es Irène Dietschi noch einigermaßen nachsehen, dass sie als Kinderkrippen-Mitbegründerin nach dem Euter der staatlichen Subventions-Milchkuh schießt. Damit nimmt sie aber unweigerlich auch in Kauf, dass mit immer mehr Subventionen automatisch auch die Ansprüche des Staates exorbitant wachsen, diese Betreuung mit einem gigantischen Verwaltungsapparat auch gleich noch zu regulie-

ren, zu kontrollieren und zu sanktionieren. Die kürzlich in die Vernehmlassung geschickte «Verordnung über die ausserfamiliäre Betreuung von Kindern» fordert in nicht weniger als 79 Paragrafen unter anderem quasi «Kinderhüte-Lizenzen» für jene Verwandten, Freunde und Nachbarn, die ein Kind mehr als 20 Stunden pro Woche in der Regel freiwillig und unentgeltlich betreuen. Dabei drohen Bussen bis zu 5000 Franken. Ich dachte bisher, solche in Kursen zu erwerbenden «Führerscheine» seien nur bei Kampfhunden notwendig.

Edi Borer, Kaiseraugst

Filz-Quellen in der Chefetage

Nr. 29 – «Die Vendetta»; Roger Köppel über das letzte Urteil im Fall Swissfirst

Dieser Artikel hat mich sehr gefreut. Es ist beruhigend, dass es in der Schweiz auch noch Publikationen gibt, die mehr Wert auf Wahrheiten als auf auflagesteigernde, unfundierte Meldungen legen. Es ist traurig, wenn eine einst führende Zeitung sich auf Boulevard-Niveau herablässt. Wenn die Pensionskassen Verluste erlitten haben, dann durch diese Presse-Vendetta. Was leider in Ihrem Artikel zu wenig beachtet wurde, ist die Rolle der SF-Nachrichtensendung «10 vor 10». Auch von dieser Seite wäre eine grössere Entschuldigung angebracht gewesen, vor allem wenn man die Filz-Quellen in der Chefetage kennt, wo es zum Glück bald eine Änderung gibt. *Peter Müller, Chur*

Jury-Präsident Fredy Gsteiger (Zürcher Journalistenpreis), Chefredaktor Felix E. Müller (*NZZ am Sonntag*) und die beiden «ausgezeichneten» Journalisten Charlotte Jacquemart und Daniel Hug haben sowohl dieser Preisverleihung wie v. a. den Medienschaffenden insgesamt einen Bärendienst erwiesen. Was dieses hauptbeteiligte Quartett unter dem Titel «Wahrheit in den Medien» geboten hat, ist in der Tat ein ausgewachsener Skandal. Hinfort mögen sich alle Medienschaffenden geehrt fühlen, die diesen famosen Zürcher Journalistenpreis nicht erhalten. Eine Auszeichnung erhält dagegen Roger Köppel: Er bringt die Dinge kristallklar auf den Punkt.

Hermann Suter-Lang, Präsident Stiftung Wahrheit in den Medien, Luzern

Scham fürs eigene Land

Nr. 29 – «Lehrstück für den Umgang mit den USA»; Daniel Ammann über den Steuerstreit

Was sich unsere einst stolzen Banken mit ihren US-Kunden oder mit in den USA lebenden Schweizer Kunden erlauben, ist einfach nur noch empörend und beschämend. Jahrzehntlang hat man diese Kunden gepflegt, zu teuren Events eingeladen und ermuntert, weitere Vermögenswerte zu überweisen oder gar Bekannte als Neukunden zu werben. Ganz ne-

benbei hat man auch sehr viel Geld mit den Amerikanern verdient. Heute werden sie schon fast als Kriminelle behandelt, die man so schnell wie möglich aus der Bank entsorgt haben möchte. Von Fairness, angemessenen Fristen und Hilfe zur Lösung des Problems keine Spur. Da werden Konti gesperrt, E-Banking-Verträge annulliert und Zahlungsaufträge blockiert, nur um den USA zu zeigen, wie demütig wir sind und wie wenig uns unser Rechtssystem wert ist. Wo nur sind unsere Politiker und Wirtschaftsbosse, welche Rückgrat zeigen und sich nicht von fremden Richtern erpressen lassen? Ich schäme mich für unser Land. *Arthur Spieser, Flims Dorf*

Pflichtlektüre fürs Standesamt

Nr. 29 – «Mütter»; Roger Köppel im «Editorial» über elterliche Verantwortung

Auch wenn Ihnen eine steife Brise wegen des Artikels über Jasmin Staiblin entgegenwehte, lassen Sie sich nicht beirren. Dieses Editorial sollte bei der Trauung vom Standesamt jedem Paar als Pflichtlektüre ausgehändigt werden. Es trifft voll ins Schwarze. Das kann da und dort Schmerzen bereiten. *Ueli Gubler, Stettfurt*

Roger Köppel, die Eva Herman des Schweizer Journalismus? Als Mann hege ich natürlich reflexhaft Sympathie für solch unzeitgeistige und unzeitgemässe Haltungen. Leider argumentiert Herr Köppel zu sehr aus dem Bauch heraus. Er macht sich selbst, seine Erfahrungen im Bekanntenkreis und aus eigenen, verklärten Kindertagen zum Massstab seines Urteils und die daraus abgeleiteten Schlüsse damit in höchstem Masse angreifbar. Er setzt sein wertiges Urteil deshalb der Lächerlichkeit und dem unfehlbar folgenden, vernichtenden Schlag durch die Taliban-Fraktion unter den Feministen beider Geschlechter aus (auch hierin übrigens nicht ganz unähnlich seiner tapferen Vordenkerin aus dem nördlichen Nachbarland). Damit dient er der Sache nur insofern, als eines der brisantesten Themen moderner Gesellschaften im öffentlichen Diskurs bleibt. Weiterbringen tut er sie jedoch nicht.

Peter Fellingner, Inkwil

Schon Mitte der siebziger Jahre machte sich für mich bemerkbar, wohin die Reise geht. Man sprach damals von Pol-Pot-Emanzen. Nebst anderen Gründen habe ich deshalb damals beschlossen, keine Familie zu gründen, also keinesfalls Kinder zu zeugen, und erst recht nicht zu heiraten. Darob gingen zwar einige Beziehungen in die Brüche. Doch das ganze Beziehungsgelaber über Rollen, Emanzipation und «neue Art Mann» konnte ich so getrost beiseiteschieben. Ich hätte zwar gerne meinen Kindern das Schachspiel und anderes beigebracht, wie das mein Vater auch tat. Das Kinderkriegen steht im krassen Gegensatz

zum heutigen materiellen, geistigen und seelischen Selbstverwirklichungs-Trip. Frau und Mann müssen zugunsten der familiären Gemeinschaft auf Eigenes verzichten, sich also mit dem Nachwuchs und nicht mit dem Porsche Cayenne beschäftigen. Es ist mir eigentlich egal, wie viel heute an Erziehungsgrundsätzen und dem Schulsystem herumgeschraubelt wird, ich geniesse frei und unabhängig die Dekadenz unserer Zeit. *Arthur Müller, Berikon*

Brot als Fleisch verkauft

Nr. 29 – «Stockers <angewandte Ethik>»; Peter Keller über Ethik-Master-Studiengänge

Es ist interessant, festzustellen, wie viele Studiengänge mit Bachelor- oder Master-Abschluss von Universitäten heute angeboten werden, damit man einen würdigen Hochschulabschluss erlangt. Es stellt sich unweigerlich die Frage, ob die Gesellschaft diese Wissenschaften tatsächlich braucht, um zu funktionieren. So wurde ich bereits mit Studenten der Musikwissenschaften konfrontiert. Auf die Frage, welche beruflichen Ziele man anstrebe, konnte mir niemand eine Antwort geben. Welche beruflichen Ziele man mit einem Master of Advanced Studies in Applied Ethics anvisieren kann, scheint jedoch geklärt. So kann man Führungskräfte oder soziale Organisationen in ethischen Fragen beraten. Aber müssten diese diesbezüglich nicht eigentlich bereits aufgeklärt sein? Selbst wenn ich das Risiko eingehen muss, als Ignorant abgestempelt zu werden, möchte ich wenigstens den gesunden Menschenverstand verteidigen, denn Ethik ist im Grunde genommen nicht mehr als Gewissen und gesunder Menschenverstand. Einmal in eine wissenschaftlich klingende Hülle verpackt, kann das aber so teuer wie möglich verkauft werden. Mit anderen Worten verkauft man Brot als Fleisch. Und das bekräftigt auch der Artikel «Die Schreibtischtäter der SBB» (*Weltwoche* Nr. 29/09) von Max Frenkel. Wenn eine Beratung nichts kostet, ist sie nichts wert. Ist das ethisch vertretbar?

Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Am Anfang war der Grill

Erst die Entdeckung des Feuers machte aus affenartigen Wesen zivilisierte Menschen. Durch das gemeinsame Kochen, sagt der Anthropologe Richard Wrangham, entwickelten unsere Vorfahren Verhaltensformen, die das Zusammenleben von Mann und Frau bis heute prägen. *Von Kai Michel*



Dienst an der Glut: Der Platz am Grill gehört den Alphamännchen.

Kaum ist Feierabend und das Wetter halbwegs freundlich, spielen sich in der Schweiz archaische Szenen ab. Allerorten zieht es die Menschen hinaus, um unter freiem Himmel mehr oder weniger blutige Fleischstücke über qualmenden Kohlen zu brutzeln. Die Rollenverteilung ist fast immer dieselbe: Der Mann steht am Grill, die Frau macht den Salat, die Kinder stochern mit Stecken in der Glut. Alle sind glücklich.

Für den Anthropologen Richard Wrangham spielt sich rund um den Grill die Urszene der Menschheitsgeschichte ab. «Die Kontrolle des Feuers und die Erfindung des Kochens machten uns zu Menschen», sagt der Harvard-Professor. Dadurch, dass die Urmenschen sich vor rund zwei Millionen Jahren der Flammen bemächtigten, gelang ihnen der entscheidende Schritt aus dem Tierreich. Dank des Grillierens veränderte sich nicht nur die menschliche Anatomie, es entstanden auch neue Formen des

Miteinanders: Die Herrschaft über das Feuer steht am Beginn von Eigentum und Ehe.

Richard Wrangham ist einer der bedeutendsten Anthropologen unserer Zeit. Er studierte bei der Primatenforscherin Jane Goodall und beobachtete in Uganda Verhalten und Fressgewohnheiten unserer nächsten Verwandten, der Schimpansen. Dabei schreckte er nicht einmal davor zurück, sich nach Affenart zu ernähren und deshalb gelegentlich den einen oder anderen Happen Colobus-Affen-Fleisch zu schlucken, roh, wohlgerumt. In seinem Buch «Demonic Males» legte er die äffischen Wurzeln menschlicher Gewalt frei; und mit seinem neuesten Werk, «Catching Fire – How Cooking Made Us Human», stellt er nun eine Theorie der menschlichen Evolution vor, die die Anfänge unserer Zivilisation erklärt und ein neues Licht auf das Verhältnis von Mann und Frau wirft. Bislang mass die Anthropologie dem Kochen keine allzu grosse Bedeutung bei. Es galt als

relativ späte Erfindung der Menschheit. Erst nachdem unsere Vorfahren schon ihre grossen Gehirne entwickelt hatten, lautet die Lehrmeinung, konnten sie aufgrund ihrer neugewonnenen intellektuellen Fähigkeiten das Feuer fürs Zubereiten von Mahlzeiten nutzen. Die ältesten bisher gefundenen Hinweise, dass kontrolliert Feuer eingesetzt wurde, datieren auf ein Alter von rund 800 000 Jahren. Ältere archäologische Spuren wie verkohlte Knochen können auch zufällig entstanden sein.

Nahrung fürs Gehirn

Wrangham stellt das auf den Kopf. Seine These lautet: Weil unsere Vorfahren bereits vor rund zwei Millionen Jahren mit dem Kochen einen Weg entdeckten, ihren Kalorien-Input massiv zu steigern, vermehrten sie sich nicht nur besser; sie erhielten auch den notwendigen Schub für ihr Gehirnwachstum und wurden dadurch zu modernen Menschen. Ginge es nach Wrang-

ham, müsste der Satz von Descartes umgeschrieben werden: Ich grilliere, also bin ich.

Auch wenn archäologische Belege fehlen – und manche Paläo-Anthropologen wie etwa John Hawks von der University of Wisconsin sehen Wranghams Buch daher skeptisch –, besticht der Indizienbeweis. Der setzt nämlich an einem Schwachpunkt der bisherigen *man the hunter*-Theorie an. Seit gut fünfzig Jahren gehen Anthropologen davon aus, dass es die Umstellung der Ernährung auf Fleisch war, die vor rund zwei Millionen Jahren zur Entstehung der Gattung Homo führte. Die davor lebenden Vormenschen der Gattung Australopithecus waren noch recht äffisch: Gross wie Schimpansen, konnten sie gut klettern, auch in Sachen Hirn und Verdauungsapparat ähnelten sie ihrer Primatenverwandtschaft. Über die vermutete Zwischenstufe des Homo habilis entwickelten sich dann vor 1,9 bis 1,8 Millionen Jahren die Frühmenschen der Art Homo erectus. Ihr Gehirn war fast doppelt so gross wie das der Australopithecinen; in den nächsten Jahrtausenden eroberten sie weite Teile der Welt.

Kochen als Vorverdauung

«Allein mit pflanzlicher Nahrung hätten ihre Gehirne nicht so stark wachsen können», so bringt der spanische Anthropologe Manuel Dominguez-Rodrigo die traditionelle Theorie auf den Punkt. «Grössere Gehirne haben einen höheren Energiebedarf. Um den zu decken, mussten die Hominiden ihr Nahrungsspektrum durch Fleisch ergänzen.» Rohes Fleisch, um genau zu sein, allenfalls durch mechanische Bearbeitung geniessbar gemacht. Dass Homo erectus Jagd auf Grosswild machte, ist belegt. Dominguez-Rodrigo selbst hat in Tansania die Knochen eines Steppenbüffels ausgegraben, die deutliche Schnittmarken aufweisen – ein Hinweis, dass Frühmenschen ihn erlegten. Hätten die sich mit Hyänen und Geiern nur um den Kadaver gestritten, dürfte es bloss Schabspuren geben, die vom Abkratzen der wenigen, von den Raubtieren übriggelassenen Fleischfasern zeugten.

«Fleischkonsum allein kann aber nicht die enormen anatomischen Veränderungen erklären, die wir bei Homo erectus feststellen», sagt Wrangham. Der Mund ist viel kleiner, und die Zähne weisen die grösste Reduktion in der Menschheitsgeschichte auf. Auch die Kiefermuskulatur ist schwächer geworden. «Homo erectus war nicht mehr dafür ausgelegt, rohes, faseriges Fleisch zu zerkauen», sagt Wrangham, «sondern für weiches, gekochtes Essen.»

Auch der Magen-Darm-Trakt war geschrumpft – und konnte keine rohen Pflanzenfasern in grösseren Mengen mehr verdauen. Doch auf pflanzliche Beilagen durfte nicht verzichtet werden, sagt Wrangham. «Auch heutige Jäger-Sammler-Kulturen ernähren sich zur Hälfte von Pflanzen.» Schliesslich ist der Jagderfolg nicht immer gesichert. Mit

ihrem reduzierten Verdauungsapparat hätten die Frühmenschen verhungern müssen, wenn es, aus saisonalen Gründen etwa, länger an Beute fehlte. Ausser sie hätten schon auf gegarte, grillierte oder gekochte Knollen und paläolithisches Gemüse zurückgreifen können. Denn Kochen, so formuliert es der britische Archäologe Martin Jones, «ist eine geschmacksverbessernde Form der Vorverdauung».

Rohkost macht schlank

Richard Wrangham hat noch ein weiteres Argument auf Lager. Homo erectus, der «aufrechte Mensch», das zeigen die fossilen Skelettreste, besass nicht mehr die Kletterfähigkeit seiner Vorfahren und konnte also nicht mehr auf Bäumen schlafen. Wo also verbrachte er die Nächte? Die einzige Möglichkeit war auf der Erde im Schutze eines Feuers – ansonsten wären unsere Vorfahren schnell Beute von Säbelzahnkatzen oder des erstbesten Hyänenrudels geworden. Noch sei vieles Spekulation, gibt Wrangham zu. «Aber wir werden Hinweise finden.»

Ob nun schon Homo erectus das Feuer besass, lasse sich heute nicht beweisen, sagt auch Martin Jones. «Klar ist aber, dass jener Augenblick, in dem das Feuer unter menschliche Kontrolle kam, enorme Auswirkungen hatte.» Erstens schliesst Kochen die Nahrung besser auf und macht sie leichter verdaulich. Wir kommen mit viel weniger Aufwand zu viel mehr Kalorien. Deshalb ist eine Rohkost-Ernährung heute ein guter Weg, um abzunehmen. Auch liefern viele Gemüse, wenn sie erhitzt werden, mehr wertvolle Antioxidantien, hat Rui Hai Liu, Ernährungswissenschaftler an der Cornell University, nachgewiesen. «Und überhaupt», sagt er, «wir kochen Gemüse, damit es besser schmeckt. Und wenn es besser schmeckt, essen wir mehr davon.»



Ursprung der Ehe: Anthropologe Wrangham.

Zweitens erspart uns Kochen, indem es die Nahrung weich macht, enorm Zeit. «Schimpansen im Gombe National Park in Tansania verbringen sechs Stunden pro Tag mit dem Kauen von Blättern und Früchten», erzählt Wrangham. Bei Menschen sind es bloss vierzig bis sechzig Minuten. Während Schimpansen es auf 300 Kalorien Nahrungsaufnahme pro Stunde bringen, schaffen wir 2000 bis 2500 Kalorien. So erst konnten es sich die Jäger leisten, den ganzen Tag hinter der Beute herzuhetzen. Hätten sie keinen Erfolg gehabt, wie sollten sie es sonst nur mit roher Pflanzenkost schaffen, sich abends den Bauch mit den nötigen Kalorien vollzuschlagen? Schimpansen jagen deshalb meist nur durchschnittlich drei Minuten pro Tag und fressen oft bloss die Weichteile ihrer Beutetiere: Gedärme, Leber oder das Gehirn. Am Rest kauen sie lange, sehr lange.

Drittens, erklärt der Berliner Chemieprofessor Klaus Roth, «sterilisiert jeder Koch- oder Bratprozess die Nahrungsmittel, tötet Mikroorganismen und zersetzt zum Beispiel Giftstoffe von Schimmelpilzen. Ausserdem werden manche Giftstoffe in bestimmten Pflanzen abgebaut, und diese werden geniessbar.» Kochen erweitert das Spektrum des Nahrungsangebots – und erhöht damit die Möglichkeiten des Überlebens. Das Spektakuläre an Wranghams «cooking hypothesis» ist, dass eine kulturelle Erfindung am Anfang stand, die durch Effizienzsteigerung und bessere Ressourcenausbeutung dafür sorgte, dass sich unser Körper dauerhaft veränderte. Und weil die zusätzliche Energie ins Gehirnwachstum investiert wurde, ging der Prozess ständig weiter. Wir schlemmten uns schlau.

Doch wie fing das an mit dem Feuer? Wie besiegten unsere Vorfahren die instinktive Angst



Äffische Wurzeln: Primatenforscherin Goodall.

Echte Kerle am offenen Feuer

Grillieren ist Männersache. Melden sich da bei Mikrowelle und Fertigpizza die Ur-Instinkte zurück? Von Kai Michel



Imponiergehabe: Rocker Gölä zelebriert seine eigene Unentbehrlichkeit.

«Ein Mann hat einen Grill. Und wenn er auch nie in seinem Leben ein Ei gekocht, Kartoffeln geschält oder eine Suppe gesalzen hat – der Grill ist sein Grill und was darauf geschieht sein Werk.» So war es schon in den 1970er Jahren in einem populären Kochbuch zu lesen. Bis heute hat sich daran nicht viel geändert. Der Migros-Prospekt mit den neusten Grill-Modellen gehört jedes Jahr zur meisterwarteten Männerlektüre der Saison.

Wer dieser heissen Liebe zu Feuer, Rost und Fleisch auf den Grund gehen will, stösst bald auf eine Soziologieprofessorin, die – so war in vielen Zeitungen zu lesen – ein Forschungsprojekt zum Thema «Grillen und Lebensstil» betreibt. «Männer entdecken am Grill ihre Ur-Instinkte», wird die Wissenschaftlerin zitiert, inmitten der Rauchschwaden erlebe der alte Adam sein Revival als von allen Zivilisationszwängen unberührter Höhlenmensch. Doch wer bei der Professorin nachfragt, um Genaueres zu erfahren, erhält nur eine vorformulierte Antwort-Mail: Es handle sich um ein Missverständnis, ein derartiges Projekt habe es nie gegeben. Nur einige Seminararbeiten seien ins Netz gestellt worden. Sie bitte zu entschuldigen, aber von «Forschung und Forschenden zum Thema Grillieren» wisse sie nichts.

Das ist schade. Denn die Frage, warum Männer sich so leidenschaftlich als Grillmeister gerieren, ist spannend; zumal das der These Richard Wranghams zuwiderzulaufen scheint, nach der das Kochen – prähistorisch gesehen – Frauensache ist.

Sie scheuen keine Fettflecken

Auf jeden Fall steckt mehr dahinter als Cervelat-selige Lagerfeuerromantik oder Rebellion gegen Induktionskochfelder. Für Lothar Kolmer, einen sich kulinarischen Fragen widmenden Professor der Universität Salzburg, hat das historische Gründe. Für ihn besitzt das Grillieren eine lange Tradition. «Bis ins späte 19. Jahrhundert hinein wurde Fleisch am offenen Feuer zubereitet», sagt Kolmer, «und das war Aufgabe von Spezialisten.» Die mussten den exakten Zeitpunkt erkennen, wann der Ochse am Spiess durch war, und wissen, wie er am besten zu zerlegen war. Ob beim Militär oder bei Volksfesten: «Das war Männersache.»

In den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts schwappte dann der Barbecue-Kult aus den USA nach Europa. Grillieren war plötzlich modern; besonders weil es wenig mit der bürgerlichen Küche zu tun hatte. «Es gibt keine feste Sitzordnung, keine Tafelsitten und nur ein Minimum an Tischgeschirr», schrieb 1973 der Volkskundler Ulrich Tolksdorf in einem «Beschreibungsversuch» der neuen Kultur-

technik. «Dem Essen aus der Hand, sonst eine zivilisatorische Todsünde, geschieht Absolution.»

Vor allem galt der Gartengrill als neues Statussymbol des American Way of Life; er passte als perfektes Accessoire zur neuen Einfamilienhaus-Kultur. «Für die aus den Stadtzentren in die Vorstädte Geflüchteten bedeutete der Holzkohlengrill die Erfüllung langgehegter Sehnsüchte in Sachen Freizeitgestaltung und Gaumenfreude», schreibt der Sozialanthropologe Marvin Harris im Ernährungsklassiker «Wohlgeschmack und Widerwillen». Denn das Grillieren war ein lukullisches Vergnügen, auf das die Bewohner von Mietwohnungen verzichten mussten. Wer also bei der Gartenparty die T-Bone-Steaks wende, sagt Harris, zelebriere damit vor den Augen seiner Gäste den eigenen sozialen Erfolg.

Dazu passt, was der Kulturwissenschaftler Andreas Wittel von der Nottingham Trent University beobachtete, als er die Unternehmenskultur eines internationalen Grosskonzerns unter die Lupe nahm: «Bei Betriebsfesten dürfen nur die Topmanager am Grill stehen. Vordergründig soll damit die Hierarchie entschärft werden», erklärt Wittel, «die Manager zeigen sich als Diener der Beschäftigten.» Sie verrichten am Grill einfache Handarbeit, scheuen keine Fettflecken und beweisen ihren unbedingten Einsatz fürs Unternehmen. Die Hauptbotschaft aber laute: «Ohne das Topmanagement bleibt das Fleisch kalt.»

Der Platz am Grill gehört den Alpha-Männchen. «Der Firmenbrauch zeigt auch: Hier sind die Manager echte Kerle, also beutemachende, beuteteilende und dem Feuer trotzen Männer», sagt Wittel. «Die anderen sind Memmen oder haben sich noch nicht ausreichend für den Dienst an der Glut bewährt.» In den letzten zwei Millionen Jahren hat sich in Sachen männliches Imponiergehabe nicht viel getan.

«Tatsächlich berichten Ethnologen davon, dass in traditionellen Gesellschaften bei Festen oder rituellen Anlässen Männer kochen», erklärt Anthropologe Wrangham. Solche Gelegenheiten seien günstig, öffentlich und mit grossem Brimborium die eigene Unentbehrlichkeit in Szene zu setzen: Dem männlichen Jagdgeschick verdanke die Gemeinschaft ihre Existenz. «Der öffentliche Dank ist ihnen sicher», sagt Wrangham, «als Gegenleistung erhalten sie Privilegien.» Das gilt bis heute: Wer die Würste auf den Rost legen kann, ohne dass sie in die Glut purzeln, beansprucht nicht zuletzt das Recht, sich an den anderen Tagen von der Essenszubereitung fernzuhalten. ○

vor den Flammen? Kein Prometheus brachte ihnen das Feuer vom Göttertisch. Es sei keine so grosse Sache gewesen, sagt Wrangham. Selbst Schimpansen zeigen eine Neigung zur Haute Cuisine. In Senegal etwa verschmähen sie die rohen Samen der Afzelia-Bäume. Nach Buschfeuern indes suchen sie gezielt nach den gebackenen Samen. Ein versengtes Aas wurde damals von den Frühmenschen wohl auch nicht unprobiert liegengelassen. Es war eine Zeit des Klimawandels: Es wurde heisser, trockener; nur die Wagemutigen überlebten.

Gefährliches Blecken der Zähne

«Vielleicht griff sich jemand das kalte Ende eines noch glimmenden Stocks», spekuliert Wrangham, «und erschreckte damit die anderen.» Für die Einsicht, dass man so auch Löwen in die Flucht schlagen kann, war nicht viel Verstand nötig. «Selbst Schimpansen wehren sich mit Stöcken gegen Leoparden.» Warum also nicht versuchen, ein Feuer zu kultivieren, als Lebensversicherung in der Savanne? Es könnten aber auch bei der Herstellung von Steinwerkzeugen Funken geflogen sein, die ein Bündel Stroh entzündeten – das war nicht so beängstigend. Besass man erst einmal ein Lagerfeuer, fiel irgendwann vielleicht ein Stück Essen zufällig in die Glut, begann zu bräteln, setzte Aromastoffe frei, die zunächst der Nase schmeichelten, dann der Zunge. Der Rest ist Geschichte.

«Doch die technische Innovation allein reicht nicht», sagt Carel van Schaik, Direktor des Instituts für Anthropologie der Uni Zürich. «Die soziale Struktur muss sich geändert haben: Es brauchte Formen der Kooperation.» Auch Schimpansen jagen; aber das nimmt nie grosse Ausmasse an. «Dazu sind sie zu egoistisch», sagt van Schaik, «bei denen macht jeder sein Ding.» Auch teilen Schimpansen kein Futter. Carel van Schaik wie auch die Anthropologin

Sarah Hrdy gehen davon aus, dass sich damals das *cooperative breeding* durchsetzte, die gemeinsame Jungenaufzucht, die dem Vertrauen und gemeinschaftlichen Handeln den Boden bereitete. «Das braucht es nämlich, um ein Feuer zu hüten, gemeinsam auf Jagd zu gehen und Beute zu teilen», sagt van Schaik.

Wir können uns heute kaum vorstellen, welche Zähmungsleistung hinter der Zusammenkunft am Steinzeitgrill steckte. Nicht allein das Feuer war erschreckend. «Direkter Augenkontakt ist im Tierreich ein ebenso feindseliger Akt wie das Öffnen des Mundes und das Blecken der Zähne», sagt Archäologin Jones. «Kombiniert man das mit Futter, das inmitten einer Gruppe von Individuen platziert wird, bei denen es sich nicht um Eltern und Kind handelt, hat man ein ideales Rezept für einen gewalttätigen Konflikt.» Wrangham sieht es ähnlich: «Bevor wir kochten, assen wir eher wie Schimpansen – jeder für sich und alles schnell in den Mund stopfend, damit es einem nicht weggenommen wurde.» Danach sassen wir gemeinsam ums Feuer, lernten, unsere impulsiven Reaktionen zu zügeln und die anderen zu respektieren.

Das war der Anfang des Privateigentums: «Mit dem Kochen gab es plötzlich Essen, das gestohlen werden konnte», sagt Wrangham. Zumal ein Feuer in der Savanne weithin sichtbar war und der Duft paläolithischer Steaks schnell jedem hungrigen Wesen in die Nase stieg. Sich auf Mundraub zu verlegen, schien da erfolgversprechend. Wo gekocht wurde, sagt Wrangham, brauchte es folglich Schutz. Und das war der Anfang der Ehe.

In Jäger-und-Sammler-Gesellschaften beschaffen Männer und Frauen jeweils unterschiedliche Nahrungsgüter, die sie dann teilen. Während Frauen durchs Sammeln für die Grundverpflegung sorgen, trachten Männer nach prestigeträchtigen, schwer zu ergat-

ternden Speisen. Nahezu überall ist die Jagd auf grosse Tiere Männersache. «Das unterscheidet die menschliche Paarbeziehung von der tierischen», sagt Wrangham, «jeder Haushalt ist durch den Nahrungsaustausch eine Wirtschaftseinheit.»

Aber das ist noch nicht alles: Die Männer können nur auf die Jagd gehen, wenn jemand zu Hause für das Essen sorgt. Nur dann könnten sie bei der Heimkehr die nötigen Kalorien zu sich nehmen. Als Gegenleistung sorgt der Mann für den Schutz der Frau. Der war nötig: Bei der Schimpansenverwandtschaft nähmen sich die stärkeren Männchen von den Weibchen einfach, was sie wollten, sagt Wrangham. «Wenn man will, war das bei den Frühmenschen eine Form von Schutzgelderpressung.» Männer schützten, oft durch ihre Beziehung zu anderen Männern, die Frauen vor Räubereien; diese revanchierten sich, indem sie sie bekochten. «Bis heute», sagt Wrangham, «erwarten Männer, dass das Essen auf dem Tisch steht, wenn sie nach Hause kommen.»

Ein richtiger Mann wird gefüttert

«Kochen ist also der Ursprung der Ehe», sagt der Anthropologe, «und nicht Sex.» Bloss in Gesellschaften wie der jüdisch-christlich geprägten scheine sich Partnerschaft vor allem um Fragen der exklusiven Sexualität zu drehen. In anderen Gesellschaften gehe man bedeutend entspannter mit vor- oder ausserehelichem Geschlechtsverkehr um. Ökonomische Gründe sind also für die Entstehung der Paarbeziehung primär gewesen, lautet Wranghams These, dann kam der Rest. Nur so erhielten Männer die Gelegenheit, das zu tun, was Männer tun: jagen, sich mit Nachbarstämmen bekriegen, Kontakte pflegen, renommieren. «Wenn ein Mann weder Frau noch Mutter besass, hatte er in Zeiten, als es weder Supermärkte noch Restaurants gab, keine Möglichkeit, als Mann zu agieren», sagt Wrangham. Ein richtiger Mann will gefüttert werden.

Das kulinarische Projekt des Kochens brachte zwar grosse ernährungstechnische Vorteile und legte den Grund zu unserer Zivilisation; die Geschlechter aber profitierten unterschiedlich davon. «Männer hatten den grösseren Nutzen», sagt Wrangham, «Frauen wurden in eine unterwürfige Rolle gezwungen.»

Ein Leben am Herd – ist das das historische Schicksal der Frau? Wrangham verneint. «Es gibt keinen Biologismus. Wir sehen heute sehr oft Männer, die das Kochen übernehmen. Auch sonst tauschen die Geschlechter immer öfter die Rollen.» Von anthropologischer Seite her spricht also nichts dagegen, dass die Frau auch am Grill öfter mal die Zunge in die Hand nimmt und die Cervelats wendet.

Richard Wrangham: *Catching Fire – How Cooking Made Us Human.* Perseus. US-\$ 26.95. Erscheint im November auf Deutsch



Augenkontakt am Steinzeitgrill: Homo erectus vor 1,9 bis 1,8 Millionen Jahren.

«Mit einer gewissen Bescheidenheit»

Im Steuerstreit mit den USA zeige sich, dass die Schweiz zu spät reagiere, statt Probleme vorzusehen. Das sagt der ehemalige Botschafter Carlo Jagmetti. Der Bundesrat müsste sich besser absprechen, in der Aussenpolitik sei Zurückhaltung wichtig. *Von Hanspeter Born*

Der Steuerstreit mit den USA und mit der EU ist eine ziemliche Belastung für die schweizerische Aussenpolitik. Wie kommt die Schweiz aus dieser Klemme hinaus?

Zunächst kann man festhalten, dass dies eine der grössten Belastungen der letzten Jahrzehnte ist. Damit fertig zu werden, ist keine leichte Aufgabe. Die Frage besteht seit langem, aber sie ist akut geworden, weil Druck aufgebaut wird wegen der Wirtschafts- und Finanzkrise. Dieser Druck ist ernst zu nehmen. Wenn Sie fragen, was man als Bundesrat tun würde: das Versäumte möglichst geschickt nachholen und konsequent handeln.

Was hat man versäumt?

Die Kritik am Bankgeheimnis und der angebliche Mangel an Zusammenarbeit in Steuersachen sind fast so alt wie das Bankgeheimnis. Was in den letzten Jahrzehnten gefehlt hat, ist die konkrete Auseinandersetzung mit dem Problem, wofür man im internationalen Dialog eine Lösung hätte erarbeiten sollen. Man hat einfach immer die Meinung gehabt: «Wir machen so weiter, wir sind unangreifbar.» Noch bis letzten Herbst hat der Bundesrat erklärt: «Das Bankgeheimnis ist nicht verhandelbar.»

Hätte man das Bankgeheimnis schon früher aufgeben oder zumindest aufweichen sollen?

Das nicht, aber man hätte die Zusammenarbeit in Steuerbelangen international anders anpacken und wahrscheinlich mehr Entgegenkommen zeigen sollen. Wir haben ja Abkommen getroffen – seinerzeit schon mit den USA – über die Rechtshilfe, und das war ein Rahmen, der gut funktionierte. Wenn man da früher mit den Leuten gesprochen hätte, wäre dies vielleicht nicht so akut geworden. Ich wage ein bisschen den Vergleich mit den Verhandlungen über den Anflug auf Zürich, wo man sich auch jahrzehntelang ein bisschen auf dem hohen Ross gesehen und dann erst reagiert hat, als der Angriff kam.

Ist es in der Schweizer Aussenpolitik nicht eher die Norm, dass man nicht allzu weit vorausschaut, sondern eher auf Krisen reagiert?

Es hat doch auch immer Konzepte gegeben, und vor allem in der Wirtschafts- und Finanzpolitik gab es doch immer eine klare Linie. Ob eine grosse Vision vorhanden ist oder nicht, spielt keine so grosse Rolle, aber



«Dieser Druck ist ernst zu nehmen»: Anwälte der UBS bei einem Gerichtstermin in Miami.

es wäre nützlich, vorausschauend Probleme früh zu erkennen, sich darauf vorzubereiten, noch besser, sie anzupacken.

Wie hätte man im konkreten Fall des Steuerstreits die Probleme früh anpacken können, um den Konflikt präventiv zu entschärfen?

Das ist natürlich ex post immer einfacher. Aber wenn man jetzt Hals über Kopf so viele Doppelbesteuerungsabkommen aushandeln muss, um OECD-gerecht zu sein, hätte man ja diese früher aushandeln können. Zu meiner Zeit in Washington waren ständig Verhandlungen im Gange, und es ging immer um diesen Informationsaustausch. Dahinter stand natürlich das Bankgeheimnis. Wenn man das in der OECD multilateral angegangen hätte, wäre man jetzt mit allen auf dem gleichen Niveau. Was ich jetzt ein wenig befürchte, ist, dass wir mit allen möglichen Leuten verhandeln: einmal bilateral mit verschiedenen Ländern; dann werden wir wahrscheinlich nicht darum herumkommen, mit

der EU-Kommission zu verhandeln, und mit der OECD werden wir zumindest diskutieren müssen. Dies ist eine Verzettelung, die insofern gefährlich ist, als dass jeder Schritt, der irgendwo bilateral gemacht wird, von den andern erkannt wird, die dann nicht nur das Gleiche postulieren, sondern gerade noch eine Mehrforderung daraufsetzen.

Müssen wir uns nicht vorerst einmal darüber klar sein, was verhandelbar ist?

Ich finde es gefährlich, gewisse Dinge als unverhandelbar zu bezeichnen, weil man sich damit den Spielraum einengt. Ich meine nicht, dass man dies gegen aussen erklärt, aber dass sich der Bundesrat einig ist, was er will. Mir scheint, der Bundesrat hat in letzter Zeit so oft seine Ansicht gewechselt und angepasst, dass mir persönlich absolut nicht klar ist, was er will.

Kann man überhaupt von einem Willen des Bundesrats reden? Gibt es nicht die Meinungen der einzelnen Minister und der

diversen Chefbeamten, gar nicht zu reden von den Parlamentariern?

Gegen aussen sollte nur der Bundesrat durch seinen Sprecher oder viel besser noch durch den zuständigen Departementschef sprechen. Es ist eben das Gefährliche bei uns, dass der Bundesrat sich äussert, dass sich alle Departemente durch ihre Chefs oder Sprecher auch immer wieder mit etwas anderen Nuancen äussern. Dann kommen die Verwaltung, die Finma, die Bankiervereinigung und dann noch die einzelnen Banken. Dies ist einfach nicht gut. Wir müssen wissen, dass die andern ihre Hausaufgaben machen. Sie verfolgen alle Äusserungen, sie verfolgen auch unsere Presse, und wenn etwa ein gewiegter Bankier in einem Buch schreibt, wir hätten das Bankgeheimnis schon lange aufgeben sollen, wird dies notiert. Dann denken sich die andern: «Aha, der Prozess ist im Gange, die Stellungnahme, wonach das Bankgeheimnis nicht verhandelbar sei, ist eine alte Geschichte und nicht mehr glaubwürdig.» Das Sprechen mit einer Stimme wäre wichtig.

Es kommt ja oft vor, dass die einzelnen Bundesräte eine eigene Auffassung haben, die nicht mit derjenigen des Gesamtbundesrats übereinstimmt. Sollen diese dann im Interesse des Wohlergehens der Schweiz nicht gefälligst schweigen?

Ja, bestimmt. Man muss unser System, das nicht schlecht ist, nicht verändern, aber es braucht eine Koordination und Disziplin.

Hatten Sie als Botschafter in den USA im Zusammenhang mit den nachrichtenlosen Vermögern nicht ähnliche Probleme?

Damals gab es bei dieser Geschichte zwei Aspekte: Der eine waren die Schatten des Zweiten Weltkriegs, der andere war das Geld. Wie mir ein prominenter Vertreter der jüdischen Gemeinschaft in New York sagte: «Wir wollen eine Entschuldigung, und wir wollen Geld.» Das war die Haltung des World Jewish Congress. Aber vergessen wir nicht: Der Staat USA stand dahinter. Und beim Staat USA geht es seit Jahrzehnten um den Angriff auf den Finanzplatz Schweiz, um das Bankgeheimnis und um die Intensivierung der Rechtshilfe. Es war eine gute Gelegenheit für die USA, den Konflikt der Schweiz mit dem World Jewish Congress für ihre Ziele auszunützen.

Es ging den USA schon damals auch um die eigenen Steuereinkünfte?

Letztlich ist das für Amerika das Wichtigste: «Das Geld geht wegen der Schweiz verloren, also müssen wir uns das holen.» Ausserdem geht es New York und London darum, dass der Finanzplatz Schweiz keine echte Konkurrenz wird. Davon bin ich überzeugt. Weder Paris noch Frankfurt geben die gleiche Angriffsfläche wie die Schweiz.

Die Grossmächte vertreten knallhart ihre Interessen. Wenn es um Macht geht, sind die

Grossen immer die Stärkeren und die Kleinen ziehen den Kürzeren. Wie muss sich die Schweiz als Kleinstaat verhalten?

Der Partner, der im Machtgefüge der Schwache ist, hat ja nur etwas, woran er sich halten kann: das Völkerrecht und die Vertragstreue. Das ist unsere einzige Möglichkeit. Wir können nicht intervenieren, wir können nicht Druck ausüben. Gegenmassnahmen werden nie genügen, weil wir immer am kleineren Hebel sitzen. Wir müssen darauf pochen, dass Verträge wie das bestehende Doppelbesteuerungsabkommen mit den Vereinigten Staaten eingehalten werden. Wenn wir dann bei allem Respekt vor der Neutralität noch gewisse Allianzen treffen können, kann dies auch helfen. Wenn wir zum Beispiel im Steuerstreit mit der EU mit EU-Mitgliedstaaten wie Österreich und Luxemburg sprechen und sehen, wie man sich gegenseitig unterstützen kann, gehört das zu den bescheidenen Möglichkeiten, die wir haben. Aber der Macht, wenn sie voll ausgespielt wird, werden wir auf lange Zeit nicht widerstehen können.

Heute redet man vom Gegensatz «Anpassung und Widerstand». Was ist klüger, sich anzupassen oder Widerstand zu leisten?

Es braucht wahrscheinlich beides. Verhandlungen sind immer mit Konzessionen verbunden. Die kann man machen – muss man machen –, um Gegenkonzessionen zu erhalten. Wenn man Konzessionen macht, ohne zu verhandeln, und damit einseitig Positionen aufgibt, ist dies sehr gefährlich. Wir wären in einer besseren Situation gewesen, wenn wir vor fünfzehn oder zwanzig Jahren begonnen hätten, diesen Prozess aus einer Position nicht der Stärke, aber zumindest der Solidität in Angriff zu nehmen.



Aussenministerin Calmy-Rey.

Wo sehen Sie grundsätzlich die Hauptaufgaben einer schweizerischen Aussenpolitik?

Die wichtigste Aufgabe ist die Wahrung schweizerischer Interessen gegenüber ausländischen Partnern. Wenn es dann noch um die Existenz geht, ist dies eine klare Positionierung zur Landesverteidigung, die zeigt, dass die Schweiz ihre Unabhängigkeit bewahren will.

Nun ist heute ja weder die Existenz noch das Territorium der Schweiz gefährdet, auch die Unabhängigkeit nicht wirklich. Es geht um die Erhaltung unseres Wohlstands, und dies hat der Bundesrat doch wohl erkannt.

«Die Schweiz soll sich für Menschenrechte einsetzen und humanitäre Einsätze leisten.»

Zur Wahrung der Interessen kommen weitere Dimensionen. Man will in der Welt etwas für Menschenrechte, für die Entwicklung, für die internationale Zusammenarbeit tun. Dies gehört alles dazu. Man muss präsent sein, man muss mit den Leuten freundschaftliche Beziehungen haben und wirtschaftliche Beziehungen entwickeln.

Haben unsere Politiker und Diplomaten nicht auch das Gefühl, wir Schweizer seien aufgrund unserer Geschichte besonders berufen, etwas zum Frieden und überhaupt zur Verbesserung der Welt beizutragen?

Ich glaube, man sollte dies immer mit einer gewissen Bescheidenheit als Hintergrund spüren. Aber man sollte es nicht übertreiben. Missionieren ist nicht unsere Sache. Aber dass wir uns für die Beachtung der Menschenrechte einsetzen, dass wir humanitäre Einsätze leisten, gehört zu unserer Dimension, und das sollen wir machen.

Muss dies immer auf staatlicher Ebene geschehen, oder können dies private Organisationen wie etwa das Internationale Komitee vom Roten Kreuz nicht ebenso gut?

Ich bin immer der Meinung gewesen, dass das IKRK viel nützlicher ist als einzelne Aktionen, die von der Regierung oder der Verwaltung unternommen werden. Das schliesst jedoch das andere nicht aus. Aber ich bin überzeugt, dass man mit nichtstaatlichen humanitären Aktionen viel mehr für den Weltfrieden und die Menschheit erreichen könnte, als wenn man sich Amerika anschliesst, um irgendwo einige Militärs hinzuschicken, die dann unter fremdem Kommando ohnehin blockiert sind.

Ist es nötig, dass, wenn irgendwo auf der Welt ein Konflikt ausbricht, die Schweiz dazu ihre Meinung abgibt?

Da bin ich ein bisschen ein Gestriger. Ich glaube, die frühere Zurückhaltung und Diskretion war nützlicher. Wenn wir Zurückhaltung üben, sind wir besser einsetzbar für irgend-

welche Aktionen. Die Leistung guter Dienste bedingt, dass man dann nicht zu jedem Problem eine klare Meinung äussert und dann zumeist dabei auch Partei ergreift. Wenn man eine Aktion verurteilt, ergreift man Partei.

Ursprünglich durften die Bundesräte nicht einmal ins Ausland reisen. Heute betreiben fast alle Departementschefs eine eifrige Reisediplomatie. Was bringt das der Schweiz?

Wenn man früher als Schweizer an einer internationalen Konferenz teilnahm, war man als Nicht-Uno-Mitglied und als Nichtmitglied einer Allianz in einer speziellen Position. Man war allein. Das Alleinsein bedingt etwas mehr Kraft, als wenn man in einem grossen Ganzen auftritt. Viele Kollegen hat das gestört, mich allerdings nie. Sie sind irgendwo auf Posten, es gibt eine Entwicklung, das Aussenministerium macht Briefings, die EU-Staaten, die Nato-Staaten, alle werden eingeladen, und die Schweiz gehört nirgends dazu. Dann muss man sich ein bisschen wehren und sagen: «Halt, ich möchte auch was hören.» Dann heisst es: «Dann könnt ihr kommen zusammen mit denen.» Das ist für viele Diplomaten belastend. Sie fühlen sich allein und dadurch schwach und ausgegrenzt. Damit muss man leben.

Ist diese «Ausgrenzung» nicht auch eine Herausforderung? Muss man sich nicht besser vorbereiten, als wenn man im Tross mitgeht?

Es ist auch eine grössere Anstrengung. Wenn ich wissen möchte, was jetzt wirklich in dieser koreanisch-japanischen Bewegung erfolgt ist, dann muss ich selbst

das suchen. Ich muss bei den Japanern, den Koreanern, den Amerikanern nachfragen, während zum Beispiel die EU-Leute einfach zusammensitzen, nachdem sich einer von ihnen oder alle zusammen haben briefen lassen.

Besteht nicht die Gefahr, dass ein Bundesrat, der von einem Präsidentenstar wie Obama empfangen wird, vor Ehrfurcht erstarrt?

Ich habe einige solche Treffen miterlebt. Ein Bundesrat ist natürlich stolz, vom amerikanischen Präsidenten empfangen zu werden, aber ob der Effekt bei der Equipe des Weissen Hauses so positiv ist, wie er das der Presse erzählt, dazu stelle ich ein Fragezeichen.

Bringt Bescheidenheit bessere Resultate als

«Ich glaube, die frühere Zurückhaltung und Diskretion war nützlicher.»

der Drang, sich aufzuspielen?

Bescheidenheit ist nötig, aber sie muss auch etwas kraftvoll und konsequent sein. Bescheiden und kräftig ist besser als schwach und aufzuschneiden.

Neben dem Aufschneiden – gibt es sonst noch etwas, was Sie in der Aussenpolitik als wenig hilfreich empfinden?

Es gibt zwei Ausdrücke, die in den letzten Jahren missbraucht wurden: «aktive Neutralität» und «Public Diplomacy». Aktive Neutralität ist ein Widerspruch in sich selbst. Neutralität ist Zurückhaltung. Wie wir wissen, ist es ja keine Neutralität der Geisteshaltung, aber es muss eine Neutralität sein, die uns immer noch grosse Freiräume lässt. Neutralitätspolitisch müssen wir diese Frei-

räume selbst einschränken, um glaubwürdig zu sein. Da ist in den letzten Jahren vieles erzählt worden, was nicht hilfreich ist.

Was beispielsweise ist nicht hilfreich?

Dass man mit seinen Äusserungen zeigt, dass man sich in seiner Zurückhaltung nicht wohl fühlt. Ich kann zu einzelnen Aktionen, wie beispielsweise der Nahostinitiative, nichts sagen, weil ich die Verhältnisse zu wenig kenne. Wenn die Schweiz zu jedem Problem, das sich auf der Welt stellt, eine offizielle Stellungnahme macht, dann sind wir nicht mehr das zurückhaltende, diskrete Land, mit dem man alles besprechen kann. Das ist leider ein Verlust. Der Ausdruck «Public Diplomacy» ist auch ein Widerspruch in sich selbst, denn Diplomatie ist ja sehr weitgehend Verhandeln, und in einer Verhandlung dürfen Sie nicht Ihre Positionen bekanntgeben, sonst haben Sie Ausverkauf gemacht. Dass man am Schluss das Resultat bekanntgibt, das ist klar. Dort muss Transparenz herrschen.

Für die Wahrung der Landesinteressen ist das Ansehen bei den Partnern wichtig. Was kann ein Bundesrat, was kann ein Botschafter zur Verbesserung des Ansehens der Schweiz tun?

Das Wichtigste für das Ansehen der Schweiz im Ausland ist unser eigenes Gebaren im Inland. Die modernen Kommunikationsmittel sind ja so entwickelt, dass man immer zeitgerecht weiss, was in einem Land geschieht. Wir dürfen nicht unterschätzen, dass unsere Partnerländer mit ihrem diplomatischen Apparat genau verfolgen, was bei uns passiert. Das geht automatisch raus, vor allem dann, wenn es schlecht ist. Das Wichtigste ist, dass wir bei uns gute Verhältnisse haben – in Politik, Wirtschaft, Kultur. Im Ausland wirkt sich jeder Auftritt von schweizerischen Behördenmitgliedern, Wirtschaftsführern oder Kulturschaffenden auf das Bild aus, das man sich von der Schweiz macht.

Nicht zu vergessen auch die Auftritte unserer Sportler.

Ein Federer oder ein Cancellara bringen der Schweiz mehr als manch anderes. Das müssen wir einsehen.

Carlo Jagmetti, geboren 1932, absolvierte sein Rechtsstudium in Zürich, Genf und Paris. Erste Stationen nach seinem Eintritt in den diplomatischen Dienst waren Bern, Rom, London, Saigon und Genf. Er vertrat er die Schweiz als Botschafter in Seoul, bei der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel, in Paris und Washington. Seine Zeit als Botschafter fiel mit der vielleicht schwersten aussenpolitischen Krise zusammen, welche die Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg zu bewältigen hatte. Schon früh erkannte Jagmetti die Tragweite der Auseinandersetzung um die nachrichtenlosen Vermögenden und warnte einen schwachen und überforderten Bundesrat vor den Konsequenzen des in den USA inszenierten Kesseltreibens gegen die Schweiz. Als Folge von Intrigen und eines Artikels in der *Sonntagszeitung*, der einen Bericht Jagmettis «auf unverantwortliche Weise dramatisiert und skandalisiert» (Presserat) hatte, musste er im März 1997 zurücktreten. Einen eindrücklichen Überblick über die damaligen Ereignisse vermittelt er in seinem Buch «Alte Schatten – Neue Schatten».



«Aktive Neutralität ist ein Widerspruch in sich selbst»: Ex-Botschafter Jagmetti.

Bestenfalls Mitleid

Die Zürcher Grasshoppers stecken in der grössten Krise ihrer Geschichte. Es fehlt an Erfolgen, Geld und einem zukunftsweisenden Konzept. Wie konnte der ehemalige Nobelverein derart aus dem Tritt geraten? Eine Spurensuche. *Von André Grieder*



Ehrgeiz, Siegermentalität und Erfolg: GC-Spieler feiern 1995 ihren Trainer Christian Gross und den Gewinn der Schweizer Meisterschaft.

Auch das legendäre Pissoir ist weg. Es stand hinter der Haupttribüne des Hardturmstadions und war die etwas andere Duftmarke des noblen Grasshopper Club, Sektion Fussball. Mann erleichterte sich dort in der Pause in eine lange Rinne und tat gut daran, dabei nicht zu nahe an die Mauer zu stehen. Dann wusch man sich am Brunnlein die Hände und genoss die Bratwurst der Metzgerei Angst. Das waren die guten Zeiten, als selbst ein schändliches Urinal die Edelmarke GC nicht trüben konnte.

Jetzt spielt GC im Letzigrund, der wunderbar designte WC-Anlagen hat, aber keine Atmosphäre. Wenn nicht gerade ein Hochstapler oder ein vermeintlicher Investor für Aufregung sorgt, ist GC langweilig und bieder. Das Kürzel stand einst für Ehrgeiz, Siegermentalität und Erfolg, es war geprägt durch altherwürdige Industriellenfamilien und durch Meistertitel und Cupsiege in Rekordhöhe. GC, gegründet 1886, wurde einst vom Rest benei-

det oder gehasst. Heute wird GC bestenfalls bemitleidet: kein Geld, kein Erfolg und vielleicht keine Zukunft.

Wie konnte ein Verein, der einst seine Junioren vom feinen Herrenausrüster Fein-Kaller an der Bahnhofstrasse nach Mass einkleiden liess, so tief fallen? Wir, die Schweizer Meister der Inter-A-Junioren, Generation Flower-Power, mussten auf ein Podest stehen, damit der Hauschneider die grauen Flanellhosen bequem abstecken konnte. Dazu kamen ein blauer Blazer mit GC-Stickwappen, ein hellblaues Hemd und eine blaue Krawatte mit weissen Querstreifen. Das machte Eindruck auf die Gegner und zementierte das Bild eines Klubs, der zwar einem Proletariersport huldigt, aber verwurzelt ist in der Hochfinanz.

Wir erhielten auch noch eine goldene Uhr mit GC-Emblem auf dem Zifferblatt. Man war ein Auserwählter mit der Selbstüberzeugung der Habenden und dem Hardturm als Heimat.

Heimatgefühle kommen heute höchstens noch im Restaurant «Heugümper» beim Paradeplatz auf. Vorausgesetzt, man hat genug Château Montrose getrunken, die 75-cl-Flasche für 198 Franken.

Wer hat die Fehler gemacht?

Wer trägt die Schuld an dieser Misere? Ich mache mich auf den Weg nach Uitikon Waldegg, wo Erich Vogel mit seiner Frau in einem schmucken Häuschen am Waldrand wohnt. Vogel war vor vierzig Jahren mein Trainer gewesen. Er pflegte in eisiger Kälte eine Spielform zu unterbrechen, um minutenlang über das gestaffelte Vorrücken zu dozieren. Vogel war besessen und seiner Zeit weit voraus. Er ist immer noch besessen, aber seinen Job als GC-Sportchef los und soll mir jetzt erklären, wer die Nobelmarke in den vergangenen zwei Jahrzehnten mit welchen Fehlentscheidungen zum Gespött der Fussballnation Schweiz ge-



Reizfigur: Ex-Sportchef Vogel.

macht hat. Die Swissair kaufte marode Fluggesellschaften zusammen und wollte Kloten als europäischen Hub-Flughafen etablieren. Das führte zum Grounding. General Motors, die einst erfolgreichste und grösste Firma Amerikas, fabrizierte während Jahrzehnten Spritlaufende Ami-Schlitten mit altertümlicher Technik am Markt vorbei. Am 1. Juni brach GM unter einer Schuldenlast von 200 Milliarden Dollar zusammen.

«Also, Erich Vogel, was ist dem Grasshopper Club sein Hub und sein Ami-Schlitten?»

Er schiebt mir wortlos einen *Weltwoche*-Artikel rüber und zwei Heftmappen. Der Artikel stammt aus dem Jahr 2004 und ist mit «Ein Verein spielt verrückt» betitelt. Er deckt auf, wie die Schweizer Topmanager Rainer E. Gut und Fritz Gerber in fünf Jahren 75 Millionen Franken in den Fussball verlockten und die Fussball Betriebs AG und die Nachwuchsabteilung personell aufgebläht wurden. Und der Artikel erklärt, wie die Finanzen in den Griff zu kriegen sind: mit einem neuen Stadion.

«Drei Punkte sind für einen Schweizer Klub entscheidend, um finanziell und sportlich Erfolg zu haben: Scouting und daraus resultierende Transfergewinne, Ausbildung, Stadion!», sagt Vogel. Im Scouting, bei der Suche nach bezahlbaren, guten Spielern, sei GC international gut, national mittelmässig. Der FC Basel sei aggressiver und schneller. Die Ausbildung bei GC sei durchschnittlich. Und in der Stadionfrage habe die Stadt Zürich zwei Jahre Planung verblödet und total versagt. Punkt!

Als der Fussball noch reguliert war

Damit ist die Frage freilich nicht beantwortet, welche Strategiefehler zur desolaten Gegenwart von GC geführt haben. Denn der FC Zürich hat



«Zwei Jahre Planung verblödet»: Abbruch des Hardturm-Stadions in Zürich.

das gleiche Stadionproblem wie GC und ist dennoch überaus erfolgreich. Aber da sind ja noch die zwei Heftmappen. Eine bilanziert den Transfergewinn von 1988 bis 1999, die andere denjenigen von 2000 bis 2007. Und siehe da: In der letzten Dekade des alten Millenniums wurde ein Gewinn von exakt 33 310 500 Franken erwirtschaftet. In den sieben Jahren bis 2007 nur noch 628 650 Franken. Und weil von 1988 bis 1999 der GC-Sportchef Vogel hiess, GC in dieser Zeit fünf Meistertitel und vier Cup-siege holte sowie zweimal die Achtelfinals der Champions League erreichte, ist klar: Mir, Erich Vogel, sind keine Fehler à la Ami-Schlitten und Hub unterlaufen.

Im Gegenteil: Er habe in den vergangenen zwei Jahren mit dem Verkauf des Stürmers Raúl Bobadilla fünfzehn Millionen Transfer-einnahmen brutto geschafft. Es komme «nach komplexen Kriterien» zu diversen Abzügen (Anteil Spielervermittler, Solidaritätsbeitrag etc.), der Fussball AG bleibe aber trotzdem eine Millionensumme. «Wenn ich nicht von Gönnern abhängig gewesen wäre, sondern mit eigenem Geld hätte wirtschaften können, hätte ich GC wieder an die Spitze geführt», sagt Vogel.

Geldgeber haben eben die unangenehme Eigenschaft, wenig vom Fussballgeschäft zu verstehen und trotzdem Einfluss zu nehmen. Zum Beispiel Rainer E. Gut, Ehrenpräsident der Credit Suisse, und Fritz Gerber, Ehrenpräsident von Hoffmann-La Roche. Die Wirtschaftsführer der Spitzenklasse machten den Anwalt Peter Widmer zum Präsidenten, liessen von 1999 bis 2003 das Trainerkarussell drehen wie wild – Hegi, Hodgson, Hamberg, Zaugg, Koller – und akzeptierten den kaum dreissig-jährigen Mathias Walther als Sportchef. Walther war unter Vogel noch Trainer der

D-Junioren gewesen. Erich Vogel lacht dazu vielsagend.

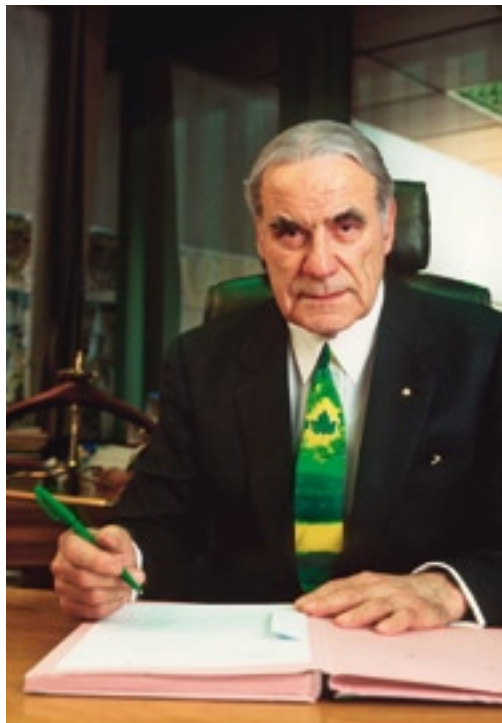
Er war 1988 ein erfahrener Fussballexperte gewesen, als ihn Werner Spross, der Gärtnermeister der Nation, zum Sportchef ernannte. Damals galt noch die Ausländerbeschränkung, die Klubs konnten ihre Spieler am Wechsel hindern, indem sie überhöhte Transfersummen forderten. Damals war das Fussballgeschäft sauber reguliert, das TV-Angebot auf die öffentlich-rechtlichen Sender beschränkt, und Golf war ein Sport, den sich nur Reiche leisten konnten.

Heute spielt mancher Golf, der sich früher im Fussball engagiert hätte. Fritz Peter schwankt noch, aber viel braucht es nicht mehr, und der ehemalige Präsident mit GC-Herzblut schwingt nur noch seine Schläger, statt Briefe an ehemalige Spieler zu schicken, um sie periodisch als Botschafter der ruhmreichen Zeiten zusammenzubringen bei Cipollata und Risotto. Ja, die GC-Botschafter – Ballaman, Ohlhauser, Citherlet, und wie sie alle heissen. Wegen ihnen ist es immer wieder zu Grundsatzdiskussi-

Heute spielt mancher Golf, der sich früher im Fussball engagiert hätte.

onen zwischen den Initianten des Treffens und der Vereinsführung gekommen. Soll ein finanziell klammer Klub Geld ausgeben für alte Herren und die Pflege der Vergangenheit?

Auch der rührige Fritz Peter personifiziert das Gewesene. Er hatte 1988 das Präsidentenamt angetreten. Mit Ottmar Hitzfeld als Trainer, Erich Vogel als Sportchef und Werner Spross als Geldgeber. Leasing-Fachmann Peter übernahm den jovialen Part. Vor allem den Spielern



Der 2004 verstorbene GC-Financier Spross.

gegenüber. Er charmierte sich neben dem Triumvirat Spross, Vogel, Hitzfeld ins Abseits und wurde nach nicht ganz drei Jahren durch den farblosen Bauunternehmer Benno Bernardi ersetzt, einen Geschäftspartner der grünen Eminenz Spross. Diesen nannten die Medien während Jahren einen Mäzen. Das war falsch. Spross bevorschusste zwar Transfersummen, forderte aber sein Geld erfolgreich zurück, als Alain Sutter, Ciriaco Sforza oder Peter Közle in die Bundesliga verkauft wurden. Subalterne Geldgeber hatten ebenfalls Transfers mitfinanziert, ihren Einsatz aber streichen müssen. Sie monierten fehlende Opfersymmetrie. Der Finanzchef vertröstete auf die zu erwartende Qualifikation für die Champions League.

Millionen von spendablen Geldgebern

Unrealistische Hoffnungen sind den Schweizer Profivereinen eigen. Ihnen fehlen die grossen Einnahmequellen: Zuschauer und TV-Vermarktung. Also rechnen sie lieber mit Champions-League-Millionen, statt vernünftig zu planen. Damit ein Klub liquide bleibt, sollte fast immer eine spendable Persönlichkeit Geld einschliessen. Bei anderen Schweizer Klubs war das schon mal ein zwielichtiger Russe, Franzose oder Afrikaner. Bei GC ist es gegenwärtig der verlässliche Heinz Spross, Werners Neffe. Er hätte rund elf Millionen abschreiben müssen, damit der ehemalige Denner-Boss Philippe Gaydoul bei GC als Investor eingestiegen wäre. Spross sagte nein. So spendabel ist er dann auch wieder nicht.

Vor elf Jahren schrieb mir sein Onkel Werner: «Ein Überleben im Schweizer Fussball sowohl in sportlicher wie in finanzieller Hinsicht ist nur durch Fusionieren und Kooperieren der einzelnen Klubs regionenweise möglich. So

plädiere ich seit Jahrzehnten für einen Zusammenschluss Grasshopper-Zürich als starke und erfolgreiche Mannschaft.» Der Brief gipfelt in der Annahme, dass durch eine solche Fusion eine «wirkliche europäisch starke Mannschaft gegeben wäre». Vision oder Hirngespinnst? Eine Fusion von GC und dem FCZ sei «gegenwärtig» nicht im Interesse des Schweizer Fussballs, sagt Vogel. Erstens würde Zürich extrem dominant. Zweitens würde ein grosser Klub verschwinden, ein kleiner wie Yverdon nachrücken. Das hiesse weniger Zuschauer und eine schwächere Marktposition.

Man muss auf die Irrationalität des Fussballs hoffen. Der FC Basel und der FC Zürich hatten schliesslich auch während Jahren untendurch müssen, während GC Titel an Titel reihte. Immerhin versucht der neue Trainer Ciriaco Sforza ein Team zu formieren, das erfolgreichen und attraktiven Fussball zeigt. Er strebt modernen Kurzpassfussball an, geht also weg vom Krafftussball, den Hanspeter Latour von Christian Gross übernommen hatte. Gross war Ende sechziger Jahre Junior unter Vogel gewesen. Vogel holte ihn 1994 vom FC Wil als Trainer zurück zu GC. Präsident wurde Romano Spadaro, Generaldirektor Reinigungsfirma ISS Hasco. Den nüchternen 4-4-2-Stil von Trainer Gross untermauerte Präsident Spadaro mit Worten wie «Börsengang», «Outsourcing» und «Satellitenkonzept» und versprach ein Schmuckstück als Stadion.

Nun: Gross qualifizierte GC zweimal für die Champions League, aber das Pissoir hinter der Haupttribüne blieb ebenso stehen wie eine fette rote Zahl in der Bilanz: GC schuldete 1999 Werner Spross fünfzehn Millionen Franken. Trotz Vogels Transfergewinnen. Das sei himmeltraurig, polterte Unternehmer Spross und zog sich als GC-Hausbank zurück. Spadaro suchte derweil vertieft nach Geldquellen. Er wollte Medientycoon Rupert Murdoch für GC begeistern, scheiterte kläglich und musste mit Samt Vogel gehen.

Aufstand der Schrebergärtner

Es kamen Gut, Gerber, Widmer und Roy Hodgson. Der ehemalige Schweizer Nationalcoach frönte zu oft dem Golfspiel und dem Alkohol. Nachwuchsförderer Piet Hamberg musste mitten in der Saison den Engländer ersetzen. Und so weiter. Am Ende der Ära Gut/Gerber standen zwei Meistertitel und die verlockten 75 Millionen Franken.

Es kam die Zeit der Vernunft. Oder die der «hobbymässigen Führung», wie Fritz Peter lästert. Der Credit-Suisse-Mann Thomas Gulich wurde 2003 Präsident und GC mit drei verschiedenen Trainern Siebter in der Meisterschaft. Nach wenig mehr als einem Jahr ersetzte Bauunternehmer Walter Brunner den zurückhaltenden Gulich. Sportchef wurde der deutsche Karl-Heinz Riedle. Er versteht viel von Fussball, führt aber ein Sporthotel im All-

gäu. Während Vogel um vier Uhr aufzustehen und achtzehn Stunden zu arbeiten pflegt, tauchte Riedle nur sporadisch im GC-Campus auf. Er holte den Trainernovizen Krassimir Balakov, viele mittelmässige Ausländer und GC den vierten und den sechsten Platz. Brunner, Riedle und Balakov mussten gehen.

Immerhin fiel die Eröffnung des 24 Millionen Franken teuren Campus in die Ära Brunner. Eigentlich hätte man lieber auf dem Zürcher Stadtgebiet eine Anlage gebaut, aber ein paar Schrebergärtner hatten etwas dagegen. Man zog nach Niederhasli und räumte die Stadt für den FCZ, der jetzt dort das Monopol auf die Talente hat. Auch das Stadionprojekt mit der Credit Suisse und der Stadt kam ins Stottern. Diesmal waren es nicht die Schrebergärtner, die bockten. Sondern Bewohner der Bernoullihäuschen und der Genossenschaft Kraftwerk, die den Schattenwurf des Stadions fürchteten.

Es kamen 2007 der Chirurg Roger Berbig als Präsident, Heinz Spross als Finanzchef sowie Hanspeter Latour und Erich Vogel, der «erfolgreichste Fussballmanager der Schweiz» (Vogel). Sie kamen in der Meinung, die Arbeit ohne Schulden anzutreten. Doch die alte Führung hatte den GC-Campus finanziell ausgehöhlt, um den Fussballbetrieb aufrechterhalten zu können, was sich in einer Belastung von 2,8 Millionen Franken niederschlug. Die Immobilie in Niederhasli kostet GC jährlich 1,8 Millionen Franken Miete. Da bleibt von den Geldern des Donnerstag-Clubs, Business-Clubs und der Donatorenvereinigung Blue-Label nicht mehr allzu viel.

Nach dem Debakel mit dem angeblichen Financier und Betrüger Eckel und dem Scheitern der Verhandlungen mit Gaydoul schien klar: Die GC-Mitglieder der Hochfinanz geizen wegen Vogel mit ihren Geldern. Die Reizfigur, an der alte Vorwürfe der Unterschriftenfälschung und Steuerhinterziehung haften geblieben sind, schade der Marke. «Ich garantiere: Auch wenn ich weg bin, bleiben die so oft beschworenen Gelder der millionenschweren Mitglieder mit GC-Herzblut aus», sagt Vogel.

Präsident Roger Berbig, auch er einst von Fein-Kaller eingekleideter Junior, strich den Posten des Sportchefs aus dem Organigramm und ernannte den vielseitig verwendbaren Georges Perego, Spitzname «Stationsvorsteher», zum Geschäftsführer Sport. Auch das mutet eher hobbymässig denn professionell an. Zumal Finanzchef Spross die Überlebensstrategie so formuliert: «Der Grasshopper Club Zürich wird getragen von potenten, in der Wirtschaft verankerten Mitgliedern. Unser Ziel muss es sein, das Umfeld zu aktivieren und zu erreichen, dass wieder alle Sympathisanten zusammenrücken und mehr Verantwortung übernehmen, um eine prosperierende Zukunft zu gewährleisten. Ein Schulterchluss ist unabdingbar.» Das ist eine schöne Metapher. Eine fast so schöne wie das legendäre Pissoir. ○

Verkleinerung der Kampfzone

Beth Ditto, Lady Gaga und Peaches heissen die neuen Ikonen der Popkultur. Ist der Durchbruch der hässlichen schönen Frauen ein emanzipatorischer Fortschritt – oder ein unglücklicher Zufall?

Von Franziska K. Müller

Beth Ditto kämpft sich auf die Bühne. Sie trägt ein knappes Top und enge Radlerhosen. Wildes Achselhaar wuchert in die Kameras. Das Make-up ist verschmiert, die Haare sind verklebt. Sie schwitzt. Kein Wunder. Die 28-Jährige ist so gross wie ein Zwerg und wiegt fast hundert Kilogramm. Trotzdem trägt sie bei Auftritten mit ihrer Band Gossip gern Bauchfreies und Ultrakurzes. Das «coolste Ding seit Johnny Rotten» (BBC Online) entblättert sich bis auf die verwaschene Unterwäsche, greift zum Mikrophon und lässt beachtliche Fleischberge wackeln. Die Zuschauer toben.

Seit Frauen wie Beth Ditto, Lady Gaga und Peaches – exzentrisch und sexuell explizit – als neue «Lichtgestalten der Pop-Kultur» (*The Guardian*) gefeiert werden, stockt manchen der Atem. Die Girls sind weder hübsch noch nett: Ihre Daseinsberechtigung als Performance-Künstlerinnen definieren sie – zumindest auf der Bühne – über den optischen Makel und andere feministische Ur-Marotten: Beth Ditto weigert sich, ein Deo zu benutzen. Lady Gaga kann nach eigenem Bekunden eine Bohrmaschine bedienen. Peaches steht auf schwere Motorräder und Bikergirls.

Die dominante Grande Dame des Electro-clash gilt als Vorreiterin des Pop-Feminismus: Als knapp bekleidete Hip-Hopperin jonglierte sie früh mit Dildos und rüden Worten und betrieb ihr Spiel mit der Umkehrung und Übertreibung sexistischer Klischees. Damit verpasste sie der eher staubigen Frauenbewegung eine längst fällige Dosis Selbstironie. Allerdings: Jahrelang dümpelten die kämpferischen Schwestern in ihren Subkulturen dahin, das heisst, sie durften sich allenfalls weitab vom breiten Publikum – im Underground oder auf dem Kultursender Arte – produzieren.

«Hauptsächlich ignoriert»

Sängerin Beth Ditto, die mit ihrem Frauentrio der nordamerikanischen Riot-Grrrl-Szene zugeordnet wird – einer musikalischen Hardcore-Punk-Bewegung, die der männlichen Dominanz im Musikbusiness die Stirn bieten wollte –, erinnert sich an die ersten zehn Jahre ihrer Karriere: «Wir wurden hauptsächlich ignoriert.»

Auch die 23-jährige Lady Gaga resümiert: «Bis vor kurzem interessierte sich kein Schwein für die Art und Weise, wie ich geschlechtsspezifische Grenzen sprengen will.» Nun sind sie sehr erfolgreich: In den vergangenen zwölf Monaten kamen die Frauen bei renommierten

Plattenlabels unter, und ihre Tourneen sind Monate im Voraus ausgebucht. Zeitgleich stürmen sie die internationalen Charts und verkauften im vergangenen Jahr Millionen von Tonträgern.

Wieso gelingt ihnen der grosse Durchbruch gerade jetzt? Die britische Starstylistin Katie Grand äusserte sich bezüglich des weltweiten Erfolgs von Beth Ditto mit knappen Worten: «In der Krise hat kein Mensch Lust auf Perfektion.» Melanie Gross, Professorin an der Fachhochschule Kiel und Expertin im Bereich Gender-Fragen, glaubt, dass die feministische Vorarbeit aus der grauen Vergangenheit nun endlich Früchte trage und es sich beim Zeitpunkt der Popularität um einen Zufall handle. Ditto, Peaches und Lady Gaga seien ein Erfolg für die Frauenbewegung, die sich damit als überraschend experimentell erweist. Die Gefahr, dass die Figuren, vom Mainstream absorbiert, auf ihre Exotik reduziert würden, bestehe allerdings. Es ist bereits geschehen. Schlimmer noch: Unter dem Dilemma der Popularität scheinen die Schwestern keineswegs zu leiden, und die Verflachung ihrer Botschaften treiben sie selbst voran. Fröhlich posieren sie seit einigen Monaten als Fotomo-

Lady Gaga kann nach eigenem Bekunden eine Bohrmaschine bedienen.

delle, entwerfen Kleiderlinien und freuen sich über das ihnen zugesprochene Recht, in den vordersten Reihen der snobistischen Pariser Fashion-Shows zu sitzen.

XXL-Entwürfe von Karl Lagerfeld

Allen voran lässt sich Ditto widerstandslos vermarkten. Als sie kürzlich für das Cover der britischen Avantgarde-Fibel *Love* posieren durfte, beschieden die hochrangigen Kreativen den Bildern eine Retusche am Computer. Das Verdikt lautete: «Wir wollen dich fetter.» Karl Lagerfeld, der sich vor ein paar Monaten noch weigerte, Kreationen für Frauen zu schaffen, die Kleidergrösse 38 tragen und somit – nach Ansicht des Meisters – übergewichtig sind, staffiert Ditto neuerdings mit speziell angefertigten XXL-Entwürfen aus. Beth sagte danke und dass sie Karl super finde.

Während das Gossip-Girl als «Sieg über das Dünndiktat» (*Süddeutsche Zeitung*) und als «Antidot gegen die Weltherrschaft von Heidi

Klum» (*Die Zeit*) gefeiert wird, läuft auch Lady Gaga der Kult um ihre Erscheinung ein wenig aus dem Ruder. Alle grossen Glamourmagazine widmen der Komponistin und Sängerin seitenlange Fotostrecken, aber nur noch winzige Musikrezensionen. Die Kampfzone hat sich eindeutig verkleinert: Peaches, die früher stolz darauf war, «viele Zuhörer schreiend in die Flucht zu schlagen», sagt heute, sie hätte nichts dagegen, einen Werbesong für Apples iPod aufzunehmen.

Gegrillte Eichhörnchen

Verschmiertes Make-up, wilde Körperbehaarung und renitente Worte kommen heute hauptsächlich bei Live-Auftritten zur Geltung. Geschlechtermetaphorik um Rollenmuster und Klischees sei von Anfang an genutzt worden, um einen öffentlichkeitswirksamen Akt zu provozieren, glaubt Jacqueline Otten, Direktorin des Departements Design der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK). «Es lässt sich nicht verneinen: Gesellschaftskritik und Marketing gehen Hand in Hand.»

Immerhin posaunten die kämpferischen Vertreterinnen der *loud & proud*-Bewegung ihre sexuellen Präferenzen und Ideale früher bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in die Welt hinaus. Heute erzählt Ditto der Londoner *Times*, dass sie in ihrer Kindheit Bill Clinton die Hand schütteln durfte und gern gegrillte Eichhörnchen ass.

Von ihren früheren streitbaren Statements zur Bisexualität und Subkultur blieb bei Lady Gaga der Satz übrig: «Wenn ich heute in die Öffentlichkeit trete, programmiere ich die Marke Lady Gaga, und alles funktioniert wie von allein.» Wer aber seine Protesthaltung zu kommerzialisieren beginnt, droht bald einmal durch den Mainstream vereinnahmt und ausgespuckt zu werden. Die raffinierte Peaches weiss um diese Gefahr. Damit ihr Image nicht plötzlich über die Arbeit dominiert, habe sie «in Bewegung zu bleiben»: Das offensive Neustyling umfasst einen blondierten Haarschopf und ein Album («I Feel Cream»), auf dem die Kanadierin «mehr als nur ein bisschen wie Kylie Minogue klingt» (*Spiegel Online*).

Aktuelle CDs:

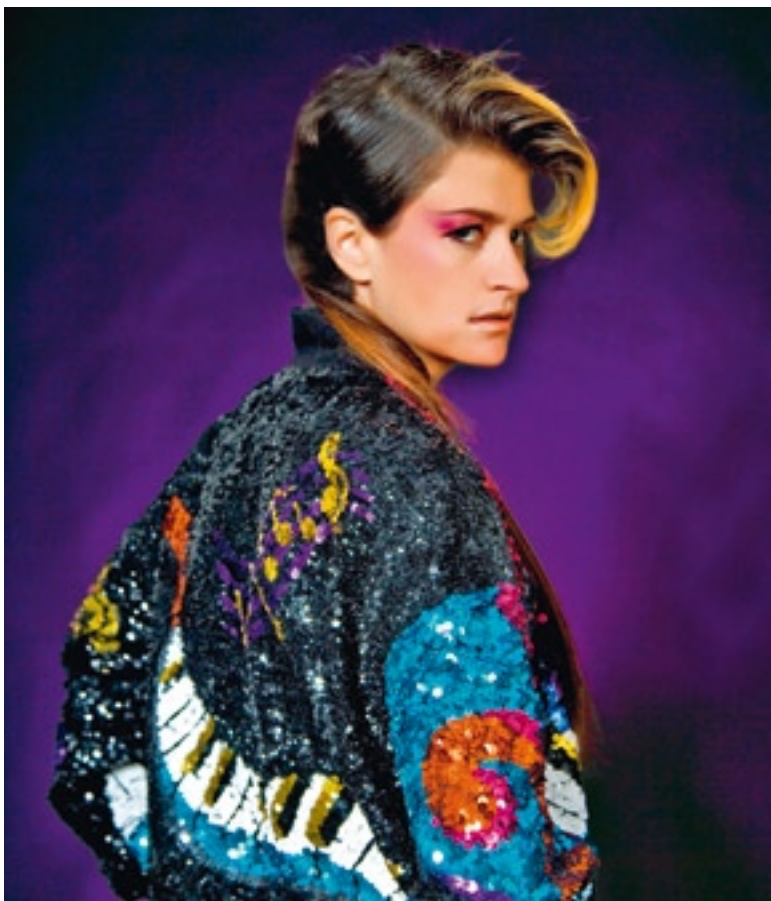
Gossip: Music for Men (Columbia Records)

Peaches: I Feel Cream (XL)

Lady Gaga: The Fame (Streamline Records)



Retusche am Computer: Sängerin Beth Ditto, 28.



Offensives Neustyling: Musikerin Peaches.



Verflachung der Botschaft: Popstar Lady Gaga.

Was nach der Krise kommt

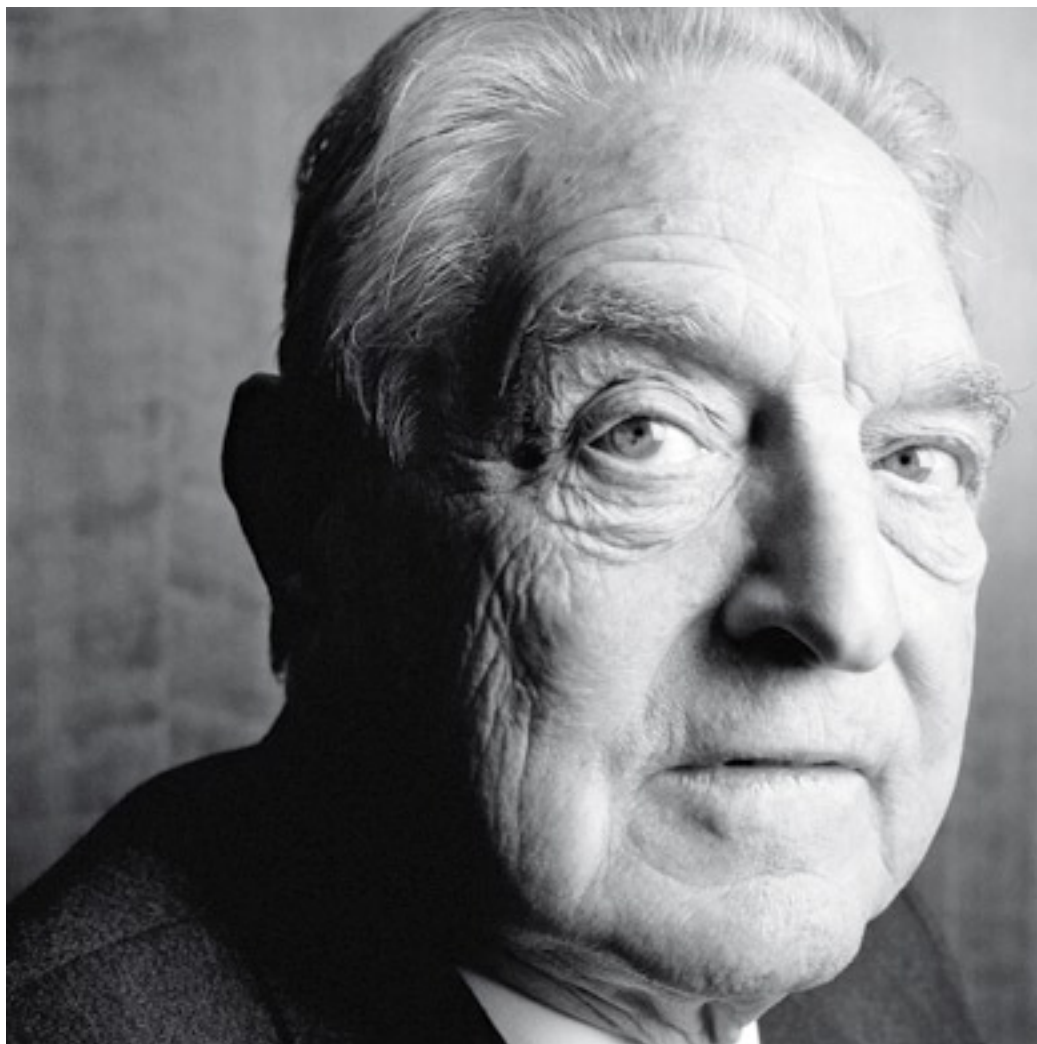
Der Tsunami, der derzeit über die Weltwirtschaft hereinbricht, wird seine Nachwirkungen haben: starke Währungsschwankungen, Inflation, schwaches Binnenwachstum in den USA, eine kurze, aber heftige Rezession in China, finanzpolitische Spannungen in Europa. *Von George Soros*

Nach seinem 2008 erschienenen Bestseller «Das Ende der Finanzmärkte – und deren Zukunft» legt der amerikanische Investor George Soros nun ein zweites Buch zur aktuellen Finanzkrise vor: «Die Analyse der Finanzkrise... und was sie bedeutet – weltweit». Darin setzt er sich mit der Zukunft des Dollars auseinander, analysiert die Entwicklung der Zinsen und entwirft ein Szenario von China und Europa für die Zeit nach der Krise. Die Weltwoche bringt einen exklusiven Vorabdruck.

I. Der Dollar

Das Vorhaben, Geld in die Wirtschaft zu pumpen, wird in zwei Bereichen auf Schwierigkeiten stossen: bei den Devisenkursen und bei den Zinsen. In der derzeitigen Finanzkrise geriet der Dollar schon früh unter Druck, erlebte aber eine starke Erholung, als sich die Krise zuspitzte. Zu spät erkannte ich, dass die Stärke des Dollars in der zweiten Hälfte des Jahres 2008 nicht auf dem verstärkten Wunsch basierte, Dollars zu besitzen, sondern auf den zunehmenden Schwierigkeiten, Dollars zu leihen. Europäische und andere internationale Banken hatten viele auf Dollar lautende Vermögenswerte erworben, die sie bislang über Interbankengeschäfte finanziert hatten. Als der Markt einbrach, waren sie gezwungen, Dollars zu kaufen. Gleichzeitig besaßen Peripherieländer viele auf Dollar lautende Verbindlichkeiten, die sie zurückzahlen mussten, als sie sie nicht umschulden konnten. Dass Deutschland und die Europäische Zentralbank eine andere Sichtweise der globalen Wirtschaftskrise vertreten als der Rest der Welt, wird wahrscheinlich noch für starke Devisenkurschwankungen sorgen und einer Erholung im Weg stehen. Die Europäische Zentralbank arbeitet mit asymmetrischen Richtlinien: Sie ist verpflichtet, sich nur um die Aufrechterhaltung der Preisstabilität zu kümmern, nicht um Vollbeschäftigung. In Deutschland ist die Erinnerung an die galoppierende Inflation in der Weimarer Republik noch sehr lebendig, die als Vorbote der NS-Diktatur gesehen wird.

Beide Faktoren sprechen gegen finanzpolitische Verantwortungslosigkeit und unbegrenzte Geldschöpfung. Das sollte den Euro als Krisenwährung begünstigen, doch die internen Spannungen Europas arbeiten in die entgegengesetzte Richtung. Es gibt keinen europaweiten Mechanismus zum Schutz des Bankensystems. Das bedeutet, dass jedes Land für sich handeln muss, allerdings ist fraglich, ob alle Länder auch dazu in der Lage sind. Das



«Die Entstehung einer neuen Weltmacht ist ein sehr gefährlicher Vorgang»: Autor Soros.

Fundament des Vertrages von Maastricht ist erschüttert, und selbst Grossbritannien und die Schweiz haben Probleme, ihre übermässig gewachsenen Banken zu schützen. Während die nationalen Regulierungsbehörden versuchen, ihre Banken zu schützen, schaden sie möglicherweise denen anderer Länder.

Letzten Endes werden sich die verschiedenen nationalen Behörden gegenseitig schützen müssen, doch erst eine gemeinsame Bedrohung wird sie dazu bringen. Vermögende werden sich auf der Suche nach Sicherheit immer mehr Yen und Gold zuwenden, doch könnten sie – eher beim Yen als beim Gold – auf Widerstand seitens der Behörden stossen. Und es wird zu einem Tauziehen zwischen denjenigen kommen, die nach Sicherheit streben, und jenen, die ihre Reserven einsetzen müssen, um ihre Unternehmen zu retten. Bei all diesen widerstreitenden Kräften müssen

wir uns auf starke Währungsschwankungen einstellen.

II. Die Zinsen

Der Weg aus der Deflationsfalle führt zunächst über eine Inflation und ihre anschliessende Eindämmung. Das ist eine komplizierte Operation, deren Erfolg nicht garantiert ist. Sobald die wirtschaftliche Aktivität in den USA wiederauflebt, werden die Zinsen für Staatsanleihen in die Höhe schiessen; die Zinsstragskurve wird diese Entwicklung vermutlich bereits vorwegnehmen.

So oder so wird ein Anstieg der langfristigen Zinssätze den Aufschwung wahrscheinlich abwürgen. Die Aussicht auf die stark erhöhte Geldmenge, aus der sich eine Inflation entwickelt, wird wohl zu einer Periode der Stagflation führen. Das wäre jedoch ein Luxusproblem und durchaus wünschenswert, weil so eine

längere Depression verhindert würde. Die Vorstellung, dass die US-Wirtschaft in den kommenden zehn Jahren eine Wachstumsrate von drei Prozent oder mehr aufweist, fällt zwar schwer, dennoch ist diese Entwicklung möglich. Die Vereinigten Staaten haben bislang ein chronisches Leistungsbilanzdefizit produziert, das in Spitzenzeiten über sechs Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) betrug. Das wird verschwinden, stattdessen werden die USA eine schwere Bürde an Auslandsschulden schultern müssen, die durch die Haushaltsdefizite der nächsten Jahre anschwellen wird.

Der Anteil des Konsums am BIP muss sinken. Der Finanzdienstleistungssektor, der bisher das am schnellsten wachsende Wirtschaftsegment darstellte, wird schrumpfen. Leider haben wir es zudem mit einem ungünstigen demografischen Trend zu tun, da die geburtenstarken Jahrgänge zunehmend das Rentenalter erreichen. Doch wir können auch positive Entwicklungen erwarten: eine gerechtere Einkommensverteilung, sowohl national als auch international. Bessere Sozialleistungen einschliesslich einer verbesserten Bildung. Eine konstruktive Energiepolitik mit umfangreichen Investitionen in alternative Energien und Energiesparmassnahmen. Geringere Militärausgaben. Ein schnelleres Wachstum in den Entwicklungsländern, das die Exportmärkte stärkt und bessere Investitionsmöglichkeiten eröffnet. Doch selbst mit einer optimalen Politik wird das Binnenwachstum in den USA wahrscheinlich der globalen Wirtschaft hinterherhinken.

III. China

Unter den Entwicklungsländern ist China der wichtigste Faktor. Von der Globalisierung hat China am stärksten profitiert. Entsprechend schwer wurde die Volksrepublik vom Rückgang der Exporte getroffen, der sich auf den Konsum im eigenen Land ausgeweitet hat. Das chinesische Finanzsystem wurde von den globalen Turbulenzen jedoch kaum in Mitleidenschaft gezogen, derzeit verfügt China über die grössten Währungsreserven weltweit. Dadurch steht der chinesischen Regierung eine grössere Auswahl an finanzpolitischen Massnahmen zur Verfügung als den meisten anderen Ländern. Die Entscheidungen Chinas werden sich auf die Zukunft der Weltwirtschaft fast ebenso stark auswirken wie die von Präsident Barack Obama. Weltweit kommt den bilateralen Beziehungen zwischen China und den Vereinigten Staaten die grösste Bedeutung zu. China hat ein enormes Interesse am Wohlergehen der Weltwirtschaft. Darauf kann Präsident Obama bei der Neugestaltung des internationalen Finanzsystems bauen, allerdings ist auf beiden Seiten viel Einfühlungsvermögen und Weitblick erforderlich.

Die Entstehung einer neuen Weltmacht ist ein sehr gefährlicher Vorgang. Zweimal ent-

wickelte sich daraus ein Weltkrieg, in dem die aufstrebende Macht geschlagen wurde. Der friedliche Machtübergang vom britischen Empire auf die USA bildet dabei eine Ausnahme, allerdings sprechen beide Mächte dieselbe Sprache. Die USA und China haben eine ganz unterschiedliche Sprache und Kultur. Im Westen betrachtete man China lange mit einer Mischung aus Furcht und Misstrauen. China darf keine Mühen scheuen, um akzeptiert zu werden, wenn es die führende Weltmacht werden will. Das Land hat die Doktrin der harmonischen Entwicklung übernommen, was der richtige Ansatz ist, verfolgt aber beispielsweise in Hinblick auf Taiwan und Tibet eine kontraproduktive Politik. Aufgrund der fehlerhaften Politik der Regierung Bush und des Platzens der Superblase erlangte China zu früh zu grosse Macht. Für eine konstruktive Partnerschaft müssen beide Seiten Zugeständnisse machen. Präsident Obama muss China als gleichberechtigten Partner behandeln, und China muss die fortgesetzte amerikanische Führung akzeptieren. Das wird für keine Seite einfach. Für China steht viel auf dem Spiel. Im

Die Unterschiede innerhalb der Eurozone sind besorgniserregend.

Land herrscht keine Demokratie, und es gibt kein etabliertes Verfahren für einen Machtwechsel. Wenn ein zufriedenstellendes Wirtschaftswachstum ausbleibt – das allgemein mit acht Prozent im Jahr definiert wird –, könnte es leicht zu politischen Unruhen kommen, und diese hätten verheerende Folgen für die ganze Welt. Ich rechne damit, dass China eine kurze, aber heftige Rezession erleben wird, die Mitte 2009 ihren Tiefpunkt erreicht. Danach wird sich die chinesische Wirtschaft wieder erholen und für 2009 insgesamt eine Wachstumsrate von acht Prozent erreichen.

IV. Europa

Die Finanzkrise und ihre Folgen sind eine Bewährungsprobe für die Institutionen der Europäischen Union, die hoffentlich zu deren Weiterentwicklung führen wird. Das gilt vor allem für die finanziellen Institutionen. Sie sind relativ neu und noch nicht vollständig entwickelt. Europa hat eine gemeinsame Währung und die Europäische Zentralbank, aber keine gemeinsame Finanzpolitik oder gar ein gemeinsames Finanzministerium. Dieses Defizit wurde im Gefolge der Pleite von Lehman Brothers offensichtlich, als das Vertrauen in das gesamte Bankensystem erschüttert war. Die europäischen Politiker, allen voran Gordon Brown, erkannten die Notlage, verfügten aber nicht über den institutionellen Rahmen, um etwas dagegen zu unternehmen. Während das jährliche Treffen

des IWF noch lief, hielten die europäischen Finanzminister bereits am Sonntag, den 12. Oktober 2008, eine Notsitzung in Paris ab und beschlossen, eine Garantie für ihre Finanzsysteme zu geben. Nach einer hitzigen Debatte, in der sich Deutschland gegen eine europaweite Lösung sträubte, entschied man, dass jedes Land für sein eigenes Finanzsystem garantieren sollte. Das war ein halbherziger Schritt in die richtige Richtung, der eine Zeitlang funktionierte, weil man allgemein annahm, dass zusätzliche Massnahmen ergriffen würden, falls er nicht ausreichte – etwa wenn Irland oder die Schweiz in Schwierigkeiten gerieten. Es gab jedoch auch unerwartete und unbeabsichtigte Nebenwirkungen: Die Währungen und Anleihemärkte der neuen Mitgliedsländer, die den Euro noch nicht eingeführt hatten – vor allem Ungarn –, gerieten unter grossen Druck und mussten mit einem IWF-Programm gerettet werden. Diese Entwicklung zeigt den Vorteil, der Eurozone anzugehören. Die Mehrheit der Europäer glaubt nun, dass der Euro als internationale Reservewährung künftig eine wichtigere Rolle spielen wird als der Dollar. Aber seit Jahresanfang 2009 treten die Versäumnisse der europäischen finanziellen Regelungen immer deutlicher zutage. Wie bereits erwähnt, nehmen Deutschland und die Europäische Zentralbank eine radikal andere Haltung ein als die übrige Welt, was auch innerhalb Europas für politische Differenzen sorgt. Die Unterschiede bei den wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnissen innerhalb der Eurozone, zwischen den südlichen Ländern und Irland auf der einen und Deutschland auf der anderen Seite, sind besorgniserregend. Mehrere Länder der ersteren Gruppe wurden von den Rating-Agenturen heruntergestuft, und die Spanne zwischen den Zinssätzen der Staatsanleihen Deutschlands und der übrigen Länder hat sich in alarmierendem Umfang vergrössert. Da die Regulierung der Banken nicht einer europäischen Behörde, sondern den nationalen Behörden obliegt, ist es gut möglich, dass man Politik auf Kosten der Nachbarländer betreibt. Beispielsweise könnten die österreichischen oder italienischen Regulierungsbehörden ihre Banken veranlassen, weniger Kredite nach Osteuropa zu vergeben, und damit dort für erhebliche Probleme sorgen. Eine Regulierung sollte über die engen nationalen Interessen hinausgehen, doch nur eine Krise schafft dafür den erforderlichen politischen Willen.

Diese Krise braut sich derzeit zusammen. Ihr Ausgang ist ungewiss, aber angesichts der erwiesenen Vorteile einer gemeinsamen Währung kann man erwarten, dass der Euro und seine Institutionen gestärkt daraus hervorgehen.

George Soros ist ein amerikanischer Investor und Milliardär. Sein jüngstes Werk, «Die Analyse der Finanzkrise ... und was sie bedeutet – weltweit», ist soeben im Münchner Finanzbuch-Verlag erschienen.

«Napoleon hat alles genommen»

Aus Bern verjagt, liessen sie sich in Freiburg nieder. Roger de Diesbach über seine Ahnen und die Verflechtung weltlicher und kirchlicher Macht. *Von Andreas Z'Graggen und Dan Cermak (Bild)*

Waren Sie schon mal im Schloss Oberdiessbach, wo am Eingang Ihr Wappen prangt?

Ja, ich habe Oberdiessbach mit meinen Söhnen besucht. Man sagt, wir stammen von dort, aber eigentlich sind wir aus Bern.

In Bern gibt es inzwischen keine Diesbach mehr, dafür in Freiburg. Wieso das?

Nach der Reformation blieben einige Mitglieder der Familie katholisch, die hat man aus Bern verjagt.

Hauptfigur war ein Sebastian von Diesbach, dem sagt man nach, er sei in einen Skandal wegen Korruption zugunsten Savoyens verwickelt gewesen und nicht aus religiösen Gründen nach Freiburg gezogen.

Wer weiss schon, wie das damals war. Der Entscheid, katholisch zu bleiben und Bern zu verlassen, brachte die Freiburger Diesbach dann allerdings unter die Fuchtel der katholischen Kirche.

Die Beziehung zwischen Ihrer Familie und fremden Fürstenhäusern war schon früher intensiv. Da gab es Niklaus von Diesbach, einen engen Vertrauten des französischen Königs. Diesbach, Schultheiss von Bern, überredete offenbar die Eidgenossen, einen Krieg gegen den Herzog von Burgund anzuzetteln, nachdem dieser dem französischen König zu mächtig geworden war. Wie man liest, erhielt Diesbach dafür eine schöne Entschädigung.

Sicher ist, dass Niklaus von Diesbach Ludwig XI. sehr nahestand. Doch bezahlt hat ihn der König nicht. Hingegen kassierten die Eidgenossen die Burgunder-Beute, vor allem auch die Berner, und da hat Diesbach sicher einiges für sich abgezweigt. Dummerweise hat ihnen Napoleon später dann fast alles wieder abgenommen.

Ein anderer Niklaus von Diesbach, gewissermassen der Stammvater, war ein hervorragender Unternehmer, für einen aus der Oberschicht damals eher unüblich.

Unterschätzen Sie die Herrschaften nicht, die wussten schon damals ziemlich gut, wie man Geld verdient, und zwar nicht



«Auch in der Welt des Adels gab und gibt es bewundernswerte Menschen»: Journalist de Diesbach.

Die von Diesbach

Das Berner Geschlecht spielte schon früh eine Hauptrolle.



Im 13. Jahrhundert erstmals erwähnt und benannt nach ihrer Herrschaft Diessbach (heute Oberdiessbach bei Thun), gehörten die von Diesbach seit dem 15. Jahrhundert zur Führungsschicht Berns und damit der ganzen Alten Eidgenossenschaft. Zwanzig von ihnen sass in dem massgebenden Kleinen Rat, waren Schultheissen (Regierungspräsidenten), Vögte, Tagsatzungsdelegierte und hohe Offiziere in fremden Kriegsdiensten, zum Teil mit eigenen Regimentern.

Eine Art Gründervater der Diesbach war Niklaus. Zusammen mit Hugo und Peter von Watt aus St. Gallen gründete er um 1400 die von Spanien bis ins Baltikum mit Leinwand- und Metallwaren handelnde Diesbach-Watt-Gesellschaft. Sie machte von Diesbach zu einem der reichsten Berner. Sein Enkel Niklaus von Diesbach war mit 35 bereits Schultheiss von Bern und eng verbandelt mit König Ludwig XI von Frankreich. Ludwig wurde vom aufmüpfigen Burgunder Karl dem Kühnen genervt, Bern wollte auf Kosten von Savoyen und Burgund expandieren: Die Interessen ergänzten sich bestens. Diesbach überzeugte schliesslich die Eidgenossen, gegen Burgund in den Krieg zu ziehen. Er erlebte den Sieg allerdings nicht mehr, er starb 1475 in Pruntrut an der Pest.

Nach der Reformation spaltete sich die Diesbach-Familie: Ein Teil blieb in Bern, während ein anderer, beim alten Glauben bleibend, nach Freiburg emigrierte. Die Berner Diesbach starben 1917 aus, die Freiburger (und französische) Linie gibt es heute noch. Sie sass auch in der Stadt an der Saane schnell an den Schalthebeln der Macht und gab diese, wie ihre Cousins in der Nachbarstadt Bern, eine schweizweit einmalige Konstellation, bis zum Ende des Ancien Régime nicht aus der Hand. (az)

bloss mit Kriegsaktivitäten. Aber es stimmt schon, dieser Niklaus war offenbar besonders tüchtig. Er gründete zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Diesbach-Watt-Gesellschaft, die in ihren Glanzzeiten Handel von Spanien bis Polen betrieb und ein Vorläufer grosser frühkapitalistischer Firmen wie jene der Fugger und Medici war.

Und wieder unterging, weil sich die Besitzer mehr den Staats- und Kriegsgeschäften zugewandt hatten. Wo dienten eigentlich die Diesbach mit ihren Regimentern?

In ganz Europa, Spanien und Sachsen, Italien und Österreich, vor allem aber in Frankreich.

Ein Marschall Diesbach ist sogar am Arc de Triomphe verewigt. Gibt es noch Diesbach in Frankreich?

Es gibt zwei Linien – Diesbach Torny und Diesbach Bellroche, dazu gehöre ich, und von denen leben noch welche in Frankreich und Belgien. Einer ist sogar ein Prinz, aber der kümmert sich noch weniger um die Vergangenheit der Familie als ich.

Und was sind Sie?

Graf, aber solche Titel spielen, im Unterschied zu den Adligen in Frankreich und Deutschland, bei uns keine Rolle. Das ist allenfalls etwas für Neureiche.

Pflegen Sie noch Beziehungen zur Familie und zu den übrigen Aristokraten in Freiburg?

Zur Familie schon. Wir haben eine Stiftung, die Mitgliedern der Familie mit Stipendien etc. behilflich ist, und ich vertrete darin den Schweizer Zweig. Aber sonst verkehre ich nicht bewusst mit Leuten, bloss weil sie Aristokraten sind. Man muss die Geschichte dieser Gesellschaftsschicht mit Realismus sehen und nicht verklärt. Fakt ist: Freiburg war arm, es herrschte eine unglaubliche ökonomische Misere. Und dafür verantwortlich war die herrschende Schicht – Aristokratie und Kirche. Sogar noch zu meiner Jugendzeit lebten in der vernachlässigten Altstadt von Freiburg viele Menschen in himmeltraurigen Verhältnissen. Meine Mutter hatte sich damals stark für die Organisation «L'Assistance familiale» engagiert – der Staat wäre selber nicht auf die Idee gekommen.

War die Rückständigkeit des katholischen Freiburg Resultat der Allianz von Kirche und Aristokratie?

Die Verflechtung zwischen weltlicher und kirchlicher Macht war gross und hat viel dazu beigetragen, eine erfolgreiche Entwicklung Freiburgs zu verhindern.

Und die Diesbach?

Es gab Familienmitglieder, die sich gegen jegliche Veränderung gestäubt hatten, und es gab solche, vorab im 19. Jahrhundert, die sich bewusst waren, dass man den gesellschaftlichen Wandel nicht wegsperren konnte.

Letztes Jahr wurde, auf Initiative eines französischen Diesbach, in Freiburg eine Messe

gelesen für den von den französischen Revolutionären guillotinierten König Ludwig XVI. Offensichtlich gibt es Mitglieder ihrer Familie, die ziemlich in der Vergangenheit leben.

Zu jener Zeit taten Diesbach Dienst in der Schweizergarde und wurden ebenfalls umgebracht. Ich kann verstehen, dass man damals, vor 200 Jahren, in der Familie zornig auf die Revolutionäre war. Doch man kann solche vergangenen Ereignisse nicht über Generationen lebendig erhalten. Insofern empfand ich diese Messe als unnötige Provokation.

Ihre Mutter war eine Walliser Aristokratin, ihr Vater Oberstkorpskommandant – auf den ersten Blick eine eher konservative Mischung. Wie wurden Sie erzogen?

Ich hatte wunderbare Eltern, eine sozial engagierte Mutter und einen Vater, dem es eine echte Verpflichtung war, als Soldat dem Land zu dienen. Beide fühlten sich in allen Gesellschaftsschichten wohl und waren in keiner Weise Snobs. Die Geschichte unserer Familie war zu Hause kein grosses Thema.

Kein entsprechendes Klassenbewusstsein?

Nein. Aber ich habe keine Mühe damit, ein de Diesbach zu sein. Im Unterschied zu Freunden, die Aristokraten sind, aber für diese nur Verachtung empfinden, bin ich nicht so, das wäre absurd. Auch in der Welt

«Titel spielen bei uns keine Rolle. Das ist allenfalls etwas für Neureiche.»

des Adels gab und gibt es bewundernswerte Menschen. Mich fasziniert zum Beispiel die Weltoffenheit, die viele meiner Vorfahren hatten, aber auch ihre militärischen, wirtschaftlichen und politischen Leistungen. Allerdings gibt es aus dieser Zugehörigkeit zu einer einst bedeutenden Familie keine Vorrechte irgendwelcher Art abzuleiten. Hingegen die Verpflichtung, sich zu engagieren: für unser freiheitliches politisches System, gegen all diese gefährlichen Populisten und Xenophoben, für Menschen, denen es nicht gutgeht, sowie für soziale Gerechtigkeit.

Was geben Sie Ihren Söhnen auf den Weg?

Ich versuche, ihnen einen Sinn für Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit mitzugeben, für Gastfreundschaft und Einfachheit, für Offenheit gegenüber anderen Menschen, unabhängig von ihrer Herkunft.

Roger de Diesbach, 65, ist einer der brilliantesten Westschweizer Journalisten, vor allem wegen seiner investigativen Recherchen. 1996–2004 war er Chefredaktor der Freiburger *Liberté*. Der Vater von drei Söhnen lebt zusammen mit seiner Frau in einem Bauernhaus in Rossens. 2007 erschien von ihm «Presse futile, presse inutile. Plaidoyer pour le journalisme» (Editions Slatkine).

In der Reihe über grosse Schweizer Adelsgeschlechter sind bisher erschienen: «Eidgenössische Führungseliten» (Nr. 10/2009), Gaudenz von Salis (Nr. 18/2009), Niklaus von Reding (Nr. 22/2009), Florian von Meiss (Nr. 26/2009).

Wagners Frauen

Die Bayreuther Festspiele 2009 sind eröffnet. Dieses Jahr beginnt eine neue Ära unter der Leitung der beiden Urenkelinnen des Komponisten. Werden die alten Stammesfehden unter dem Führungsduo Eva und Katharina Wagner endlich enden? Vermutlich nicht. Von Axel Brüggemann



Endlose, deutsche Soap-Opera: Eva Wagner-Pasquier (l.) und Katharina Wagner.

Dieses ist die Geschichte einer musikalischen Dynastie, einer Familie, deren Existenz über Generationen hinweg der Musik galt, über eine Familie, die sich selbst gern als Gesamtkunstwerk inszeniert – als endlose, deutsche Soap-Opera. Dieses ist die Geschichte des Stammes Wagner, der seinen Hauptsitz in einer kleinen Stadt in den fränkischen Wäldern hat, im unscheinbaren Bayreuth: zwei Autobahnausfahrten, eine Universität, viele Apotheken und ein Festspielhaus.

Bayreuth wartet auf die sommerlichen Leitmotivpilger. Früher haben Friedrich Nietzsche, Peter Tschaikowsky und Thomas Mann die Festspiele besucht. Danach Adolf Hitler. Nach dem Krieg fand der Wagner-Wahn ein jähes Ende, es wurden sogar Freikarten verschenkt. Inzwischen wird der rote Teppich wieder für die Prominenz ausgerollt: Angela Merkel und Thomas Gottschalk gehören zu den bekanntesten Wagner-Süchtigen. Normale Menschen warten zehn Jahre auf ihre Karten. Vielleicht hat kein anderer deutscher Ort so viel Geschichte aufgesogen: Revolution, Märchenkönigtum, Nationalsozialismus und Demokratie. Der Wagner-Clan hat sich in allen Staatsformen eingerichtet. Schliesslich lassen die Werke des Komponisten Deutungen von Mutterland bis Marx zu. Jede Zeit erfindet ihren eigenen Wagner.

Richard Wagner liegt mit Ehefrau Cosima und dem gemeinsamen Hund im Garten der Villa Wahnfried begraben – hinter einem blühenden Rhododendronbusch. Das einstige Familienhaus ist heute ein Museum. Regiert wird weiter oben, auf dem Grünen Hügel, der in Wirklichkeit ziemlich bunt ist. Der Blumenschmuck blüht als geschwungenes «W», und die Büste des Komponisten aus der Hand von Hitlers Lieblingsbildhauer Arno Breker wurde frisch poliert. Bei der Eröffnung flanieren hier Smokings und Abendroben. Manche trinken Champagner im «Steigenberger», aber echte Wagnerianer ziehen die Bockwurst am nahen Schwimmbadkiosk vor. Nachts, so wird gemunkelt, sind die Büsche des Festspielhügels ein Treff für junge Wagner-Erotomanen. *Same procedure as every year* also. Beinahe!

Vom Nazi-Kitsch entrümpelt

Denn diesen Sommer beginnt eine neue Wagner-Ära. Zum ersten Mal regieren hier zwei Urenkelinnen des Komponisten: Katharina Wagner und Eva Wagner-Pasquier. Während Eva sich rarmacht, scheint es Katharina Wagner gleich zweimal zu geben. Eine Katharina existiert auf Fotos, die eine gelockte, blonde Frau zeigen, die zum Vamp retuschiert ist. Die andere Katharina regiert auf dem Festspielhügel. Sie ist geradeaus, durchaus derb, dabei

aber willensstark und klug. Die Nachrichtenblätter waren schon alle da, haben sich Kinderbilder der beiden zeigen lassen, mit dem Hausmädchen gesprochen und die Intendantin nach ihren multimedialen Bayreuth-Plänen gefragt, nach *Public Viewing*, Internetübertragungen und Kinderoper. Trotzdem ist Katharina Wagner kaum greifbar. Sie packt lieber an, als dass sie redet. Und manchmal verwechseln die Zeitungen die erfundene Katharina mit der echten. Zum Beispiel, wenn sie ihre blauen Augen beschreiben – die hat sie allerdings nur auf den Fotos. In echt sind sie grün.

Ein Rundgang durch Bayreuth ist ein Rundgang durch eine der aufregendsten deutschen Familiengeschichten. Und die Kindheit der Wagners ist ein Spiegel der heutigen Familiensituation. Die wichtigsten Stämme haben sich nach dem Krieg gebildet: Die Komponistenenkel und Brüder, Wolfgang und Wieland Wagner, wurden noch von Hitler auf dem Schoss geschaukelt und entrümpelten dann die Bühne vom Nazi-Kitsch. Danach begannen sie zu streiten. Inzwischen ist der Familienkampf entschieden: Wolfgangs Töchter leiten die Festspiele, sein Sohn Gottfried schmollt in Italien, und Wielands Tochter Nike hat nach einigen Zickereien endgültig den Kampf um Bayreuth aufgegeben.

Einige Wagner-Pilger legen rote Rosen auf den Grabstein hinter dem Rhododendronbusch. Der Strauch spielt in Gottfried Wagners Generalabrechnung «Wer nicht mit dem Wolf heult» eine Hauptrolle. Zu dessen fünftem Geburtstag schenkte Wolfgang seinem Sohn Gottfried ein hellblaues Auto mit Mopedmotor. Der Sohn sass am Steuer und seine Schwester Eva auf der Rückbank – so sollten die beiden bei Wieland vorfahren und zeigen, dass das Wirtschaftswunder in Wahnfried angekommen war. Doch der Sohn setzte den Wagen nach einigen Runden um den Springbrunnen in den Rhododendron neben Wagners Grab, der geburtstägliche Spielnachmittag war vorbei.

Ansonsten hatte Wolfgang Wagner seinen Kindern jeden Kontakt mit den Wieland-Kindern verboten. «Mein Vater sprach abfällig von seinem Bruder und dessen Familie», erinnert sich Gottfried, «besonders von dessen Kindern. Sie hätten schlechte Manieren und seien daher nicht der richtige Umgang für meine Schwester und mich.» Aber der Sohn setzte sich über das väterliche Verbot hinweg. Wohl wissend, dass seine Schwester Eva ihn im Auge hatte. Gottfried erinnert sich an ihre «ständige

Kontrolle», die sie «in Vaters Auftrag über mich auszuüben versuchte. Wenn sie mich bei etwas Unbotmässigem erwischte, verpetzte sie mich.» Nachdem Gottfried sich mit Nike oder ihren Geschwistern zum Spielen getroffen hatte, «setzte es heftig Prügel».

Dreissig Jahre Schweigen

Öffentlich eskalierte der Streit der Wagner-Brüder, als Wieland eine Affäre mit der Sängerin Anja Silja begann, die dem prüden Nachkriegsdeutschland prompt verkündete: «Ich schlafe mit jedem Mann nur einmal, nur mit Wieland mache ich's anders.» Wolfgang bellte zurück, dass die Diva nichts als eine «Kurfürstendammnutte» sei. Und Wieland reagierte, indem er die Regiearbeiten seines Bruders nun öffentlich kritisierte. Eine Rhetorik, die bei ihren Kindern bis heute Schule macht. Noch immer reklamiert Nike Wagner das Bild des intellektuellen «Lebemannes» für sich und ihren Vater und verweist auf Wolfgang und seine Töchter als spießige Verwalter des Wagner-Erbes.

Dass Nike sich im letzten Sommer um die Festspielleitung beworben hatte, wurmte Wolfgang. Der Greis nahm noch einmal allen Lebensmut zusammen – und gewann. Diesen Sommer geht sein Bayreuther Erbfolgeplan in Erfüllung: Mit Katharina und Eva ist der Wolfgang-Clan legitimer Alleinerbe der Festspiele.

In seiner 500-seitigen Autobiografie «Lebens-Akte» fasste Wolfgang Wagner die Geburt Katharinas auf drei kurzen, aber durchaus aufschlussreichen Seiten zusammen. Etwas hölzern steht dort zu lesen: «Nach der schwierigen Geburt des <Tristan> hatte unsere am 21. Mai 1978 in Bayreuth geborene Tochter Katharina einen erfreulich leichten Eintritt in die Welt. Mit ihr erhielt unser gemeinsames Leben eine ganz besondere Bereicherung. Obwohl meine Frau und ich seitens meiner vielgliedrigen und komplizierten Familie gerade

Wielands Tochter Nike hat nach einigen Zickereien endgültig den Kampf um Bayreuth aufgegeben.

zu dieser Zeit sehr unangenehm und unverständlichem Benehmen ausgesetzt waren, liess doch insbesondere meine Mutter, mehr und mehr erkennen, dass ihr die Scheidung von meiner ersten Frau immer begreiflicher wurde.»

Nachdem Wolfgang seine Frau für Gudrun Mack verlassen hatte, mit der er Katharina bekam, redete er dreissig Jahre lang nicht mit Eva. Wenn sie zu den Festspielen kam, holte sie ihre Karten ab und ging dem Rest der Sippe aus dem Weg. Journalisten stellte sie ihren 1982 geborenen Sohn Antoine Amadeus gern mit den Worten vor: «Wenn mein Vater ihn kennen würde, er würde ihn lieben.»

Doch Wolfgang wollte seinen Enkel nicht kennenlernen. Er hatte bereits selbst vorgesorgt. Katharina war sein neuer Weltenretter Siegfried. Sie wurde schon *in utero* mit Wagner-Musik beschallt. Der stolze Vater erinnert sich: «Katharinas pränatale Verbindung mit einem Werk ihres Urgrossvaters mochte es wohl auflösen, dass sie schon sehr früh allerlei originelle Fragen zu Wagner und seinem Schaffen stellte und dabei recht drollige Verhaltensweisen an den Tag legte.» Als Kind fragte Katharina am Abendbrottisch, warum auf den Eintrittskarten der Name «Lohengrin» zu lesen sei, obwohl es doch der Clou der Oper sei, dass niemand den Namen des Ritters kennt.

Heute ist Wolfgang Wagners Welt wieder in Ordnung. Eva hat ihre Kandidatur mit Nike aufgegeben und sich – für den Familienfrieden – mit Katharina zusammengenommen. Gemeinsam möbeln sie das etwas verstaubte Erbe nur auf und öffnen die einstige Operntrutzburg Bayreuth. Einzelne Aufführungen werden im Internet übertragen, als *Public Viewing* ist diesen Sommer Christoph Marthalers «Tristan» zu sehen, und zum ersten Mal steht mit dem «Fliegenden Holländer» eine Kinderoper auf dem Programm. Die neue Generation bewahrt die Tradition der Festspiele und führt sie gleichsam in die Zukunft.

«Freut Euch! Wagner ohne Ende!»

Wolfgang Wagner schien all das bereits vor achtzehn Jahren geplant zu haben. 1991 wurde er von Walter Jens' Sohn Tilman Jens für eine Fernsehdokumentation befragt. Damals sagte er: «Ich kann die Bayreuther Festspiele nicht zur Spielwiese der Urenkel Richard Wagners machen.» Und Wolfgang prophezeite Jens über den Erbfolgekrieg: «Sie sind jung, Sie werden es eines Tages in der Zeitung lesen, und ich nehme an, das Fernsehen wird es auch bringen.» Der Journalist kommentierte das mit den Worten: «Nun gibt es Frau Gudrun und Katharina, die Tochter. Sie ist in wenigen Jahren volljährig und wäre nicht die erste Prinzipalin in Bayreuth. Alles beim Alten. Freut Euch! Wagner ohne Ende!» Und genau so ist es gekommen.

Die Geschichte der Wagner-Dynastie ist hier zunächst zu Ende. Aber mit einer Fortsetzung ist zu rechnen. Der Wieland-Clan spielt in der Neuordnung Bayreuths wohl keine Rolle mehr. Aber wer Wagner-Opern kennt, weiss, dass Alberich in der Gestalt Hagens spätestens zur Götterdämmerung wieder auf der Bühne steht. Eva Wagner-Pasquier hat, wie gesagt, einen Sohn, Gottfried Wagner ebenfalls. Aber wir schreiben ja auch erst das Jahr 2009.

Axel Brüggemann, 38, ist Musikjournalist und Autor des Buches «Wagners Welt oder Wie Deutschland zur Oper wurde» (Bärenreiter). Die Bayreuther Festspiele dauern bis zum 28. August.

SUMMER SOUNDS

Die Sommer Konzertreihe im Kaufleuten

Montag 3. August

SEELENLUFT

feat. SAALSCHUTZ

Seelenluft.net & Saalschutz.com

Dienstag, 4. August 2009

KUTTI MC

& ONE SHOT ORCHESTRA
myspace.com/kuttimc

Donnerstag, 6. August 2009

SARDA

Sardamusic.ch

Dienstag, 11. August 2009

SEVEN

Sevensoul.ch

Donnerstag, 13. August 2009

DELILAH'S

delilahsmusic.com

Montag, 17. August 2009

ANNAKIN

Annakin.net

Dienstag, 18. August 2009

BIG ZIS

Bigzis.com

Mittwoch, 19. August 2009

KUMMERBUBEN

Kummerbuben.com

Donnerstag, 20. August 2009

TRUMMER

feat. Valeska Steiner & Nadja Stoller
Trummeronline.ch

Tickets: Kaufleuten.com, Starticket.ch, Eventim.ch, Ticketcorner.com

★ Heineken students.ch Tagesanzeiger

«Obama ist ein politisches Genie»

Endlich habe Amerika wieder eine gesunde Regierung, sagt der US-Schriftsteller Philip Roth. Bush hätte man nicht einmal die Leitung einer Eisenwarenhandlung anvertrauen können. Ob ein Präsident schwarz oder jüdisch sein, habe wohl keine grosse Bedeutung. *Von Thomas David*

Lassen Sie uns mit einer Frage beginnen, die Sie 1980 Milan Kundera stellten, als Sie ihn für die *New York Times Book Review* interviewten: «Glauben Sie, dass die Welt bald untergeht?»

Was hat Milan damals geantwortet?

Er sagte: «Das hängt davon ab, was Sie unter «bald» verstehen», worauf Sie entgegneten: «Morgen oder übermorgen.»

Okay, dann sage ich jetzt das Gleiche wie Milan, und meine Antwort lautet: nein. Ich habe gerade eben im Taxi noch über Barack Obama und seine Präsidentschaft nachgedacht: darüber, dass sich nun ein gesunder Mann mit den Unwägbarkeiten und Eventualitäten des Lebens herumschlägt, während man unter Bush den Eindruck hatte, dass sich ein kranker Mann um die gleichen Probleme zu kümmern versuchte. Aus amerikanischer Sicht kann ich also sagen, dass wir nun eine gesunde statt eine kranke Regierung haben, die unsere Probleme zu bewältigen hat, und das macht mich zwar nicht unbedingt zu einem Optimisten, erfüllt mich aber doch mit einer grösseren Zuversicht, als ich sie noch vor zwei Jahren verspürt habe.

Kundera äusserte 1980 die Befürchtung, dass sein Land aus der Welt verschwinden könnte, und fügte hinzu, dass ihm ganz Europa «zerbrechlich und vergänglich» vorkomme. Haben Sie jemals gefürchtet, dass den USA etwas anderes als «eine Art ewiges Leben» beschieden sein könnte?

Nein, diese Sorge hatte ich nie. In Milans Fall war die Angst verständlich, weil man 1980 nicht wissen konnte, ob die Tschechoslowakei möglicherweise von der Sowjetunion geschluckt werden würde und nicht nur das Land, sondern auch die tschechische Sprache zu existieren aufhören würde, aber als Amerikaner kann man solche Gedanken nicht haben. Ich lebe in einer stabilen Gesellschaft, die einem rasanten Wandel unterworfen ist, und habe schon immer in dieser Gesellschaft gelebt, die offenbar in der Lage ist, dem Gezeitenwechsel der Geschichte zu trotzen.

Welches Verhältnis hatten Sie zu Ihrer Nation, als Sie 1969 «Portnoys Beschwerden» veröffentlichten – im selben Jahr, in dem Richard Nixon in sein Amt eingeführt wurde, Apollo 11 auf dem Mond landete und das legendäre Woodstock-Festival stattfand?

1969, 1968, 1967 und 1966 hatte ich in öf-

fentlicher Hinsicht sehr dezidierte Meinungen. Ich war in meinen Dreissigern, und das Land war in Aufruhr. Die Bürgerrechtsbewegung kulminierte, der Krieg in Vietnam dauerte an, die sexuelle Revolution fand statt, und mein Buch schien eine Manifestation all dessen zu sein. Ich habe nie wieder einen vergleichbaren Roman geschrieben. Das Buch, das «Portnoys Beschwerden» vielleicht noch am nächsten kommt, ist mein Mitte der neunziger Jahre erschienener Roman «Sabbaths Theater», der meines Erachtens ein viel besseres Buch ist.

Welche Bedeutung hatte «Portnoys Beschwerden», Ihr dritter Roman, in dem sich der Ich-Erzähler auf der Couch eines Psychiaters seine sexuelle Biografie vom Leibe redet, für Ihre Entwicklung als Schriftsteller?

1959 war als erstes Buch «Goodbye, Columbus» erschienen, ein Band mit Erzählungen, bei denen es sich um spontane Reaktionen auf meine Herkunft handelte. Es waren lediglich spontane Ergüsse, geschickt, aber noch ziemlich dilettantisch, und obwohl sie vom Stil her realistisch waren, hatten sie doch mehr mit den Volksmärchen des jüdischen Viertels von Newark zu tun, in dem ich aufgewachsen war, als mit Literatur. «Anderer Leute Sorgen» und «Lucy Nelson oder Die Moral», die beiden Romane, die ich anschliessend schrieb, waren in gewisser Weise schickliche Bücher, höfliche Bücher: Ich will sie nicht herabsetzen, sie waren mir seinerzeit nützlich, aber ich hatte mir in ihnen doch sehr die Zügel angelegt. Ich hatte damals ohne Zweifel eine grosse Veranlagung zur Ernsthaftigkeit: Die habe ich noch immer, aber ich glaubte früher, ich müsse ernsthaft sein, um ernsthaft sein zu können, und mit «Portnoys Beschwerden» fand ich heraus, dass ich auch komisch sein konnte, um ernsthaft zu sein. Der Roman war der vulkanische Ausbruch eines Themas und das Niederreißen der Form, in der ich meine vorherigen Romane geschrieben hatte. Ich fand, dass man eine Geschichte sehr viel freier und assoziativer erzählen konnte, als ich das in meinen ersten drei Büchern getan hatte.

In Ihrem 1961 veröffentlichten Essay «Amerikanische Romane schreiben» stellen Sie fest, dass der amerikanische Schriftsteller mitten im 20. Jahrhundert alle Hände voll zu tun habe, wenn er «einen Grossteil der amerikanischen Realität verstehen, beschreiben und glaubhaft machen will». Welchen Teil der

amerikanischen Realität machten Sie mit «Portnoys Beschwerden» glaubhaft?

Nun, ich dachte damals nicht im amerikanischen Massstab. Den Satz habe ich erstmals geäussert, als ich 27 Jahre alt war. Inzwischen bin ich 76. Man versucht natürlich ständig herauszufinden, wie es zugeht auf der Welt: Aber immer nur von seiner kleinen Warte aus. Das Dumme ist, dass einen das Schreiben so sehr isoliert, dass diese Warte sich weiter von der Welt entfernt, aber das heisst nicht, dass das Interesse an den Dingen nachlässt. Was mich an der Figur Portnoys interessierte, waren die Brutalität seiner Gefühle und die brutalen Veranlagungen der fürsorglichen Welt, in der er lebte.

Ralph Ellison beschrieb die amerikanische Literatur 1955 als eine «Eroberung des Grenzlands» und sah seine Verantwortung in der Darstellung des «Bruchstücks jener gewaltigen verschiedenartigen amerikanischen Erfahrung, das ich am besten kenne und das mir die Möglichkeit gibt, nicht nur zum Wachstum der Literatur beizutragen, sondern zu der Gestaltung der Kultur, so wie ich sie gern hätte».

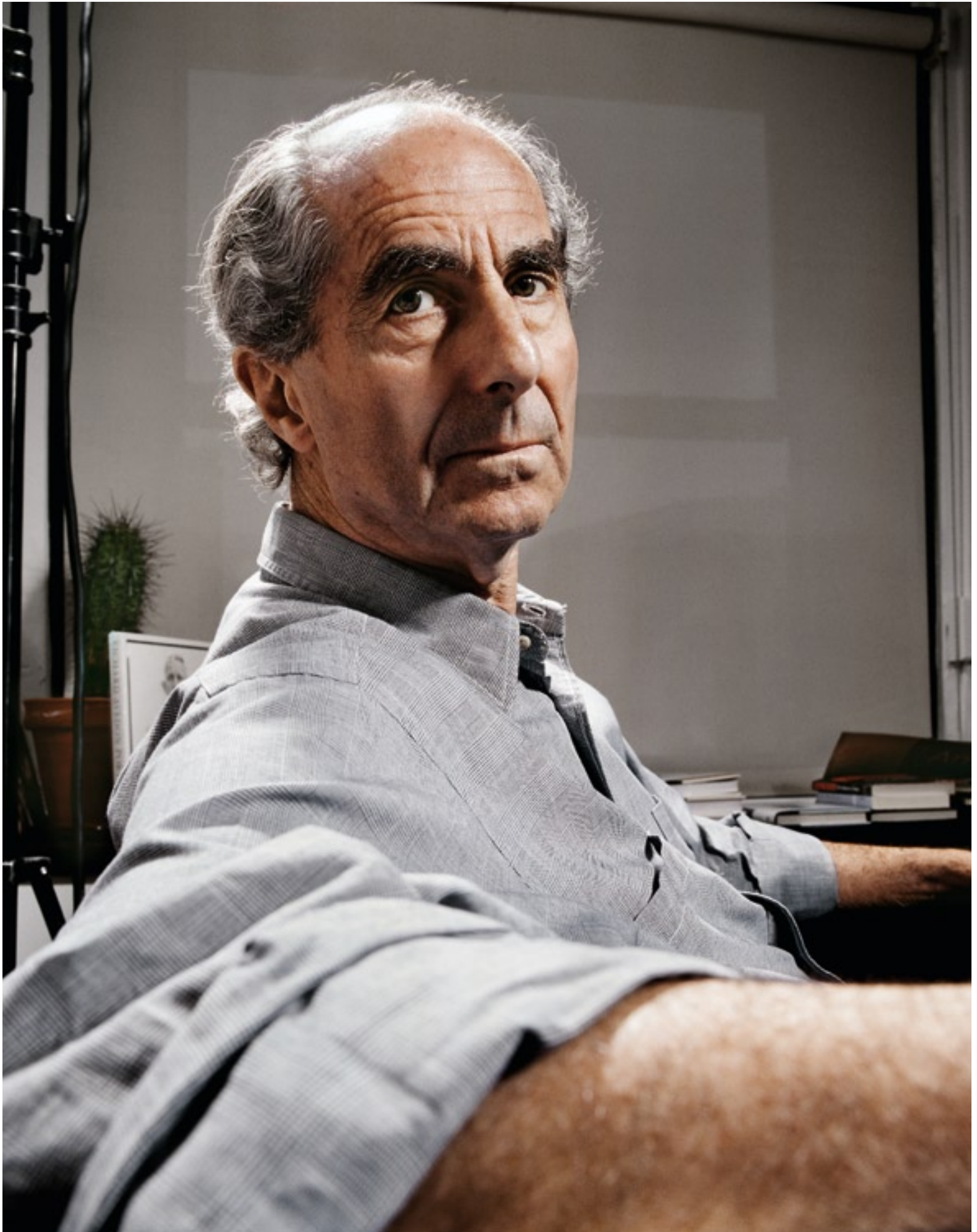
Ralph war noch ernsthafter als ich. Aber genau so haben die Leute 1955 geredet, das sind die literarischen Verhältnisse, aus denen ich stamme. Kein Wunder, dass ich ein so ernsthafter junger Mann war, wenn die Schriftsteller, die ich bewunderte, so sprachen. Aber das Wichtige an dem, was Ralph sagt, ist, dass man für sein «Bruchstück» spricht und gemeinsam mit anderen die Literatur erschafft. Man schreibt die Literatur eines Landes nicht allein, man schreibt nur seine eigenen Bücher.

Worin liegt für Sie die Verantwortung gegenüber der amerikanischen Literatur?

So gut zu schreiben, wie ich kann. So einfach ist das.

Jüngere Autoren wie Aleksandar Hemon, Junot Díaz oder Joseph O'Neill stehen der traditionellen Vorstellung von einer «Nationalliteratur» kritisch gegenüber. Wie beschreiben Sie Ihr Selbstverständnis als «amerikanischer Schriftsteller»?

Ich denke nicht in diesen Kategorien. Ich repräsentiere mein «Bruchstück», um bei Ralph Ellisons Begriff zu bleiben, sonst nichts. Diese anderen Dinge kümmern mich nicht, ich nehme auf sie keine Rücksicht. Was mich betrifft, so schreibt man amerikanische Literatur, wenn man die amerikanische



«Ich denke nicht in diesen Kategorien»: Autor Roth.

Sprache verwendet, und niederländische Literatur, wenn man auf Niederländisch schreibt.

Inwiefern hat die «grand narrative» der amerikanischen Geschichte Ihr Leben bestimmt? Waren Sie jemals Spielball der Geschichte – ähnlich wie die Protagonisten Ihrer grossen Romane «Amerikanisches Idyll», «Mein Mann, der Kommunist» und «Der menschliche Makel»?

Die Geschichte durchkreuzte meine Pläne, indem ich älter wurde und auf Jahrzehnte meines Lebens zurückblicken konnte. Als ich in meinen Fünfzigern war, begann ich, über die sechziger Jahre nachzudenken, darüber, wie man das Chaos jener Zeit darstellen könne, den nationalen und kulturellen Aufruhr, und schrieb schliesslich über diese Familie in New Jersey, die von einer in den Vietnamkrieg verstrickten Tochter zerstört wird. In dieser Hinsicht mischte sich die Geschichte in das Leben meiner Hauptfigur «Schwede» Levov ein, und was ihm als Vater dieser Tochter widerfuhr, widerfuhr mir als Schriftsteller, während ich «Amerikanisches Idyll» schrieb. Als ich diesen Roman vollendet hatte, überlegte ich, welche andere Zeit einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht hat, und suchte dann nach einer Story, die die nationale Geschichte des antikommunistischen Kreuzzugs der späten vierziger und frühen fünfziger Jahre beinhalten würde. Als ich «Mein Mann, der Kommunist» Ende der Neunziger veröffentlichte, war die Verfolgung Bill Clintons wegen seiner Sexualdelikte in vollem Gang, und ich fragte mich, was es mit diesem Geist der Brandmarkung auf sich habe. Ich erfand also die Figur des Coleman Silk, der in «Der menschliche Makel» ebenfalls zum Opfer einer Hetzjagd wird, und liess abermals meinen Drachen in den Himmel der Geschichte aufsteigen. Dieser Drache ist mein Thema, ein kleiner Gegenstand,

«Obama ist ein politisches Genie. Amerika hatte Glück wie schon lange nicht mehr.»

an dem man ziehen muss, um ihn in der Luft zu halten.

Jonathan Franzen bezeichnete Sie unlängst als «heroischen Schriftsteller», der seine individuelle Freiheit und Unabhängigkeit durch sein Werk rechtfertigt. Welcher Zusammenhang besteht zwischen Ihrer Arbeit und Ihrer persönlichen Freiheit?

Es stimmt, das Schreiben ist die ganze Freiheit, die ich habe. Der Rest meiner Freiheit ist die Freiheit eines Bürgers der Vereinigten Staaten, und auch diese ist beträchtlich. Ich fühle mich als Bürger nicht eingeschränkt,

ich bin ein guter Bürger und halte mich an das Gesetz. Aber innerhalb meiner Arbeit bin ich frei, mir vorzustellen, was im Rahmen der ästhetischen Integrität möglich ist.

Wie wichtig ist Ihnen diese Freiheit?

Sie ist von absoluter Wichtigkeit. Sie duldet nicht, dass ihr ein Maulkorb angelegt wird.

Sie haben George W. Bush als einen Mann bezeichnet, dem Sie nicht einmal «die Leitung einer Eisenwarenhandlung» anvertrauen würden. Mit welchem Slogan charakterisieren Sie Barack Obama?

Er könnte eine Eisenwarenhandlung leiten.

Und sonst?

Obama ist ein politisches Genie. Er ist ein Denker, und Denker gab es nur wenige im Weissen Haus. Jefferson war ein Denker, Lincoln war ein Denker, und Woodrow Wilson war ein Denker. Teddy Roosevelt, Franklin D. Roosevelt und Jack Kennedy waren eine Art von Denker, aber Barack Obama ist ein echter Denker, der die tausend Facetten jedes einzelnen Problems erkennen kann und dennoch in der Lage ist zu handeln. Er hat offensichtlich grosse organisatorische Fähigkeiten, er ist arbeitsam und aufgeschlossen, er ist entschlossfreudig und umgibt sich mit den besten Leuten, und die besten Leute in diesem Land sind gut. Obama ist ein aussergewöhnlicher Mann, und Amerika hatte 2008 auf eine Weise Glück wie schon seit vielen Jahren nicht mehr.

Noch bevor es einen jüdischen Präsidenten gab, wurde mit Obama ein Schwarzer zum mächtigsten Amerikaner gewählt.

Auch Obama ist nicht schwarz, er ist gemischtrassig – so wie Derek Jeter, einer unserer Baseballstars, der für die Yankees spielt. Amerika hatte also noch keinen schwarzen Präsidenten, und es gab nie einen jüdischen Präsidenten, aber ich bin mir nicht sicher, ob das von Bedeutung ist.

Ist Ihr Land noch immer die «Schickse», das etwas leichtlebige Mädchen, als das Alexander Portnoy Amerika bezeichnet?

Sagt er das? Portnoy ist natürlich nur eine Figur, die in einer bestimmten Situation auf ihre Zwangslage reagiert. Er spricht mit Aufregung und Wut, sein Monolog ist Selbstsatire und Satire, und was er sagt, ist ausserhalb des Romans von keinerlei Relevanz.

Welches Bild hat Amerika von sich selbst?

Diese Frage ist unmöglich zu beantworten, weil es Millionen von Amerikas gibt und ich nicht einmal über die Park Avenue zwischen der 57. und der 86. Strasse von Manhattan Bescheid weiss – geschweige denn über Tennessee oder Kansas. Ich kann über dieses Monster von einem Land keine allgemeinen Aussagen treffen, und ich meine Monster nicht im negativen Sinne, sondern hinsichtlich der Vielköpfigkeit von Amerika. Ich kenne nur einen Teil des Ganzen, und ich erzähle nur von diesem Teil. Ich beende ein

Philip Roth

Der 76-jährige Amerikaner gilt als einer der bedeutendsten Autoren der Gegenwart. Bereits «Goodbye, Columbus», das erste Buch des im März 1933 als Sohn jüdischer Eltern in Newark, New Jersey, zur Welt gekommenen Schriftstellers, wurde 1960 mit dem National Book Award ausgezeichnet. «Portnoys Beschwerden», der Monolog des tugendhaften, von seinen sexuellen Begierden getriebenen Juden Alexander Portnoy, machte Roth 1969 weltberühmt. Zu den wichtigsten Werken des vielfach ausgezeichneten Schriftstellers gehören «Mein Leben als Mann» (1974), «Gegenleben» (1986) und «Sabbaths Theater» (1995) sowie die zwischen 1997 und 2000 erschienene amerikanische Trilogie der Romane «Amerikanisches Idyll», «Mein Mann, der Kommunist» und «Der menschliche Makel». In seinen späten Romanen «Das sterbende Tier» (2001), «Jedermann» (2006) und «Exit Ghost» (2007) setzt sich Roth auf bewegende Weise mit den Themen Alter und Vergänglichkeit auseinander. «The Humbling», sein dreissigstes Buch, erscheint im November im amerikanischen Verlag Houghton Mifflin. (td)

Buch, dann suche ich mir ein neues Thema, über das ich schreiben kann. Ich bewege mich Silbe für Silbe, Wort für Wort, und wenn ein Thema meine verbale Energie stimuliert, bin ich im Geschäft, und wenn es meine verbale Energie kaltlässt, bin ich nicht im Geschäft.

Welchen Zweck hat Literatur?

Sie gibt mir etwas zu tun. Wirklich wahr, sie ist für mich die beste Art, mich zu beschäftigen.

Weshalb lesen Sie Bücher?

Lesen ist eine hohe Form der Unterhaltung und befriedigt meine ästhetischen Bedürfnisse, meine Bedürfnisse nach Denk- und Sichtweisen, die mir fremd sind. Inzwischen fehlt mir allerdings die Zeit, neue Romane zu lesen. Ich lese also Romane wieder, die ich schon kenne, ich lese Bücher um das Thema herum, über das ich gerade schreibe, ich lese Biografien und historische Werke.

Wie fühlen Sie sich, wenn Sie kein Buch schreiben?

Sehr unglücklich. Sehr unglücklich und sehr leer. Ein bisschen wie in einem Notstand. Ich kann das nicht ausstehen, ich muss meinen Verstand und meine Vorstellungskraft gebrauchen, sonst fühle ich mich mir selbst gegenüber fremd.

Haben Sie eine Erklärung dafür, weshalb Sie unglücklich sind, wenn Sie nicht schreiben?

Weil ich dann ohne das bin, was mich erhält.

Sie haben William Faulkner und Saul Bellow als «Rückgrat der amerikanischen Literatur im 20. Jahrhundert» bezeichnet. Was verlieren wir, wenn wir die Bücher dieser Autoren nicht mehr lesen?

Es würde einem die Ahnung dessen fehlen, was im 20. Jahrhundert kraftvoll oder einflussreich war. Wir können natürlich beklagen, dass es längst keine literarische Kultur mehr gibt und diese Autoren in Vergessenheit geraten, aber das schmälert ihre Bedeutung nicht. Auch «Hamlet» bleibt, was er ist, selbst wenn 75 Prozent aller Leute, die in Amerika einen Abschluss in englischer Literatur machen, das Stück nicht mehr lesen müssen.

«Ich habe auf einen halben Arbeitstag verzichtet, vergessen Sie das nicht.»

In Jonathan Littells Roman «Die Wohlgesinnten» äussert der Erzähler den Gedanken, dass auch der Zweite Weltkrieg und damit wohl auch der Holocaust eines Tages «zu den alten Geschichten zählt, die nicht einmal mehr dazu taugen, Kinder zu erschrecken». Verlieren wir nicht die Erinnerung an uns selbst und an unsere Kultur, wenn wir keine Literatur mehr lesen, und laufen Gefahr, auch in anderen Bereichen die Erinnerung zu verlieren?

Aber die grosse Bibliothek menschlicher Erfahrung, die die Literatur darstellt, ist für 99 Prozent aller Menschen auf diesem Globus verloren. Was kann man noch hinzufügen, wenn man das gesagt hat? Es ist eine Tatsache. Sie werden die Welt der Zukunft erleben, in der die Konsequenzen dieser Tatsache spürbar sein werden, aber ich habe keine Ahnung, was diese Konsequenzen sein werden.

Wovon handelt «The Humbling», Ihr dreisigstes Buch, das im November erscheinen wird?

Das Buch handelt von einem Schauspieler, der nicht mehr spielen kann, von einem Mann, der die Bühne betritt und nicht mehr weiss, wie es geht. Das ist doch der klassische Alptraum, oder? Der Alptraum, seine Kräfte zu verlieren. Beim Schreiben habe ich versucht herauszufinden, wie es einem solchen Menschen ergeht. Was wird aus ihm? Worin besteht sein Leid? Wie wird er damit fertig?

Worin besteht das Verhältnis zwischen Hass und Liebe?

Ich nehme an, das eine ist das Gegenteil des anderen?

In «Portnoys Beschwerden», aber auch in «Empörung», Ihrem jüngsten auf Deutsch veröffentlichten Roman, in dem der junge Marcus Messner der erstickenden Liebe sei-

ner Eltern zu entkommen versucht, scheint das Verhältnis sehr viel komplizierter. Portnoy fragt seinen Psychiater: «Doktor, wovon soll ich mich befreien, vom Hass ... oder von der Liebe?»

Versuchen Sie schon wieder, mich mit einem von Portnoys Ausbrüchen aufzuspiessen? Ich bin der Autor dieser Ausbrüche, nicht deren Propagandist. Portnoy ist ihr Propagandist, ich habe diesen Propagandisten von Hass und Liebe lediglich erfunden.

Man hat Sie schon immer mit den Figuren Ihrer Romane verwechselt. Ein anderes Missverständnis, das Sie umgibt, besagt, dass Sie in der Öffentlichkeit niemals lächeln.

Meine Freunde wären davon sehr überrascht, aber wer weiss, wo der Ursprung dieser Mythen ist, ich spüre ihnen schon längst nicht mehr nach. In meinen früheren Zuckerman-Büchern habe ich mir über diese Dinge noch Gedanken gemacht, aber inzwischen kümmere ich mich nicht mehr darum. Ich tue nur noch, was meiner Arbeit nützt. Wenn es meiner Arbeit nützen würde, jeden Abend in Zürich einen Nachtclub aufzusuchen, würde ich das tun. Wenn ich mich in der Abgeschiedenheit meines Hauses in Connecticut am besten aufs Schreiben konzentrieren kann, bin ich in Connecticut.

Wovon handelt «Nemesis», Ihr übernächster Roman?

«Nemesis» handelt von einer Polio-Epidemie im Newark des Jahres 1944. Es gab keine Polio-Epidemie in Newark.

Wann wird der Roman erscheinen?

Ich habe die Arbeit daran noch nicht abgeschlossen. Ich habe die Arbeit unterbrochen, um Sie zu treffen. Ich habe auf einen halben Arbeitstag verzichtet, vergessen Sie das nicht.

Wovon handelt Ihr nächstes Projekt?

Das nächste Projekt handelt davon, den Notstand zu überleben, den die Fertigstellung von «Nemesis» auslösen wird.

Eine letzte Frage: In welchem Masse haben Sie die Träume Ihres Vaters erfüllt?

Ich nehme an, ich habe alle seine Träume erfüllt. Ich denke, er wäre ziemlich stolz auf mich. Er war stolz auf mich, bevor er vor zwanzig Jahren starb. Mein Vater war der erste Sohn seiner Eltern, der nach deren Einwanderung in die USA zur Welt kam. Er hatte kaum Bildung, er las nur Zeitungen, keine Bücher, aber er hatte wie alle Juden seiner Generation grosse Achtung vor Gelehrsamkeit und Büchern.

Vielen Dank für das Gespräch, sie können jetzt wieder arbeiten.

Dafür ist es inzwischen zu spät. Aber sagen wir goodbye, ich habe noch eine Verabredung zum Abendessen.

Wie lautet eigentlich Ihr Lieblingswort in englischer Sprache?

Swissair. ○



Platin-Club

Weltwoche-Verlosung

Die Weltwoche verlost 10 x 2 Tickets für das Konzert: Haydn, «Die Schöpfung», 28. August 2009, 19.30 Uhr, Festivalzelt Gstaad.



Paul McCreech

Oratorium «Die Schöpfung» zum Gedenken an den 200. Todestag Joseph Haydns mit Starsolisten in Gstaad.

Es wird Ihnen nicht entgangen sein: 2009 gedenkt die Musikwelt des grossen Komponisten Joseph Haydn.

Die Edition 2009 des Menuhin-Festivals Gstaad, die im Zeichen der «Vollkommenheit» steht, ehrt den Vater der klassischen Symphonie am 28. August im Festival-Zelt mit einer Aufführung seines Oratoriums «Die Schöpfung». Untrüglicher denn je liebäugelt Haydn, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes, in diesem ganz am Ende des 18. Jahrhunderts komponierten Werk mit der Vollkommenheit.

In Zusammenarbeit mit den BBC Proms in London realisiert das Menuhin-Festival Gstaad dieses Konzert-Highlight mit dem Gabrieli Choir, Consort & Players, dirigiert von Paul McCreech, und den Solisten

– Camilla Tilling, Sopran
– Mark Padmore, Tenor
– Dietrich Henschel, Bass
Joseph Haydn (1732–1809):
Oratorium «Die Schöpfung» (1796-1798)

Weltwoche-Verlosung

Gewinnen Sie 10 x 2 Tickets! Registrieren Sie sich jetzt auf www.weltwoche.ch/platinclub und mit ein wenig Glück gehören Sie schon bald zu den Gewinnern.



Nicht von dieser Welt: Fotografie des niederländischen Dream-Teams Lamsweerde & Matadin.



Modebestien

Von Daniele Muscionico

Fleckenleopard und Tüpfelhyäne, was für ein schönes Paar. Doch hungrig sind sie, weiss der Aasgeier! In Fetzen fällt das viel zu kurze Fell von den knochigen Körpern, entblösst die Knie, ein Trauerspiel, Ellbogen, scharf wie Klängen, die ermatteten Klauen, ein Abbild des Jammers. Ein tödliches Opfer hat das Elend schon gefordert: Auf der Rückseite der Lagerstatt erinnert ein Skalp an das Schicksal einer frühzeitig verendeten Leidensgenossin.

Wild zum Angriff entschlossen sind sie, die Modebestien, die hier ihre Raubtiernummer präsentieren. Doch zum Angriff entschlossen auf wen oder was? Auf das Image des rühmlichen Modelabels, für das sie hier Männchen machen? Oder auf die banale Gegenwart grundsätzlich? Denn die Wesen, die hier ihre Mähne schütteln, sind nicht von dieser Zeit und nicht von dieser Welt: Es sind hybride Monster aus der digitalen Küche des Dream-Teams der niederländischen Modefotografie, Inez van Lamsweerde und ihres diskreten Partners im Hintergrund, Vinoodh Matadin.

Lamsweerde & Matadin erfinden seit fünfzehn Jahren Mode- und Kunstfotografie immer wieder neu, ihr Stil ist dynamisch wie das Konzept von Schönheit und der Sinn für Mode überhaupt. Und wie wenigen gelingt ihnen glaubwürdig das Seltene: der Spagat zwischen Kunst und Kommerz. Weltweit sind sie in Galerien und Museen vertreten, stellen im Van-Gogh-Museum in Amsterdam aus, wo sie das Ophelia-Thema neu bedenken, doch genauso gerne werden sie von grossen Modelabels für ihre abenteuerlichen Kampagnen bezahlt. Ihre Kunden heissen Jean Paul Gaultier, Gucci, Versace oder Chloé. Oder, am allerbesten, Björk; L & M gelingt 2000 das ultimative, weil intimste Björk-Porträt, und im Musikvideo zu «Hidden Place» sind die beiden stilbildend für das isländische Kraftwerk, für ihr Fluidum, ihre Poesie und archaische Emotionalität.

L & M erfassen Momente, Gefühle und Stimmungen – sie suchen nach künstlerischen Wegen für das eine Bild, ausgedehnt ins Zeitlose. Dass die erste Retrospektive ihres Werks nun als Buch erscheint, ist nur konsequent. Mode ist vorsätzliche Täuschung, ist das Bild, das wir uns von uns machen wollen; als Zerrbild oder Kopie unserer heimlichen Wünsche – zum Beispiel eine gefährliche Bestie zu sein.



Inez van Lamsweerde & Vinoodh Matadin: *Stern-Fotografie-Portfolio* No. 55, Teneues-Verlag, 2009. www.teneues.com

Rosa Hibiskus, schwarze Pflaume

Als Sängerin begeistert sie Globalisierungsgegner auf der ganzen Welt. Jetzt kommt das erste Parfüm der «Anti-Britney».



Zwischen Punk und Glamour: Sängerin Lavigne.

Avril Lavigne — Mit siebzehn hatte sie mit «Complicated» einen Hit, der in der Hitparade der nervigsten Ohrwürmer ganz weit vorne rangiert. Optisch kultivierte die als «Anti-Britney» gefeierte Kanadierin einen Punk-Look mit Militärhosen, Nietenarmband, klobigen Schuhen und schwarzumrandeten Augen. «Ich bin kein Plastikprodukt», sagte sie, «ich gehe mit den Jungs aus meiner Band skaten, und wenn ich kein T-Shirt zum Wechseln habe, trage ich es auch noch am nächsten Tag.» Das war vor sieben Jahren. Nach wie vor begeistern sich Globalisierungsgegner auf der ganzen Welt für ihre Songs, und als modisches Accessoire hat die heute 25-Jährige den so-

nannten «Peace-Bag» für Amnesty International gestaltet. Jetzt ist ihr erstes Parfüm auf dem Markt. Es heisst «Black Star», und der Kragen des Flacons ist ein Nietenhalsband wie von einem Kampfhund. Das riecht sicher nach verkifftem Konzertschuppen, denkt man so gleich. Aber nein, es ist ein fruchtig-blumiger Duft aus rosa Hibiskus, schwarzer Pflaume und dunkler Schokolade. «Eine Verschmelzung von Punk und Glamour», faselt Lavigne. Welche Enttäuschung für alle, die an sie geglaubt haben! Britney Spears hingegen ist sich treu geblieben. Ihr mittlerweile siebtes Parfüm heisst «Hidden Fantasy». Es betört mit seiner süssen Kirsch- und Vanillernote. (rs)

Venus Williams — Vom Gros US-amerikanischer Late-Night-Talker hebt sich Conan O'Brien nicht bloss durch seinen seitengescheitelten Rotschopf und seine Körpergrösse von 1,93 m ab. Es ist vielmehr die Art, wie er sich selbst auf die Schippe zu nehmen weiss. Zur Veranschaulichung: Letzte Woche begrüsste Conan die diesjährige Wimbledon-Zweite Venus Williams. Anstatt diese mit fiesem Netzroller-Pointen ins Abseits zu stellen, stellte er sich selber als menschliche Zielscheibe ins Kreuzfeuer. Grund für Conans Selbstaufpfe-



Bis 210 km/h: Tennis-Ass Williams.

rung war dessen Neugier, ob es ihm gelingen würde, einen von Williams' bis zu 210 km/h schnellen Services zu retournieren. In seiner zum Schutz umgeschnürten Baseball-Catcher-Ausrüstung sah er zwar ähnlich belämmert aus wie Stefan Raab im WM-Wok. Anders als beim Deutschen würden wir aber für Conan jubeln, gäbe es das Format «Conan in Gefahr». Die stählern glänzende Williams im Übrigen wäre im selber entworfenen, ultrakurzen lila Sugus-Dress und auf High Heels locker als Beyoncé-Double durchgegangen. Spielstand: Deuce. (os)

Evelinn Trouble — Auch anlässlich der 34. (und ausverkauften) Ausgabe des Paléo-Festivals will der Ideenfluss der Veranstalter nicht versiegen. Das seit Dienstag eröffnete Gelände in Nyon wird dieses Jahr von einer imposanten dreistöckigen Holzterrasse mit Blick auf die Hauptbühne geziert. Als Hommage zum 40-Jahre-Jubiläum von Woodstock hat die Genfer Hochschule HES-SO eine majestätische begehbare Mangroven-Installation geschaffen. Auf Verkehrs- und Programminformationen, einen Geländeplan und Festival-News können

iPhone-Besitzer mittels Gratisapplikation zugreifen. Und Pressekonferenzen werden neu von Miniauftritten, sogenannten *showcases*, begleitet. Mit dabei: Mama Rosin, Black Box Revelation – und Evelinn Trouble. Die 19-jährige Zürcher Musikerin ist ein eingefleischter Open-Air-Hase. So wie sie an der Bad Bonn Kilbi in Düringen vor zwei Monaten zu Klängen des Bucovina Club Orkestar Bier schwenkend und tanzend Staub aufwirbelte, das hatte ziemlich Stil. Open-Air-Stil halt. (os)

Matthew C. Applegate — Er nennt sich Pixelh8 und ist der Superstar eines neuen Genres in der elektronischen Musik: des Chiptune. Dieses charakterisiert sich durch den Verzicht auf die aktuellen technischen Möglichkeiten und hat seinen Ursprung in der Heimcomputer- und Videospiele-Ära. Musikalisch geprägt hat Applegate in den achtziger Jahren Nintendo-Held Super Mario, der geräuschvoll über Hindernisse hüpfte, Münzen einsammelte und Pilze verspeiste. Für seine Chiptune-Musik bastelt der 31-jährige Tüftler aus dem englischen Suffolk aus alten 8-Bit-Konsolen und Heimcomputern wie Gameboy, Commodore 64 oder Atari 2600 seine Instrumente. Bereits konnte der Rothaarige mit dem wirren Vollbart für Radio 1 von BBC auftreten; im selben Studio wie einst die Beatles, Led Zeppelin und Jimi Hendrix. Von London über Berlin bis Tokio formiert sich eine verzückte Chiptune-



Retro-Techno: Chiptune-Künstler Applegate.

Bewegung, die an Partys den Retro-Techno aufleben lässt. Und schon entwickelt sich als nächster Trend der «Nerdcore»: weisser, elitärer Hip-Hop, bei dem die Performer nicht über Gewalt und Sex rappen, sondern über hochkomplexe Softwareprobleme. (rs)



Meine Sponsoren

Wäre unser Kolumnist bloss Journalist, wären hier bloss zwei leere Spalten. Ein Presseausweis reicht nicht, um etwas zu erleben.
Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Montreux, am Samstag endete das 43. Jazz Festival (mit zwei Shows in einer Nacht von Prince). Ich sendete einen Akkreditierungsantrag ein, weil ich ja auch Journalist bin, nebenbei. «Es steht uns nur ein kleines Pressekontingent zur Verfügung. Favorisiert werden grosse und internationale Medien», war die Rückmeldung. (Ich finde, die *Weltwoche* sei gross und ich ein internationales Medium – aber das ist vermutlich der Unterschied zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung.) Denn das grosse Kontingent haben heute die *corporate sponsors*. (Es ist im Grunde seit einiger Zeit so, dass man als Journalist nicht mehr viel wert ist und sogenannte Zusammenarbeitspartner mehr braucht, als diese einen brauchen.) Man braucht also Freunde in Firmen (vor allem als MvH), damit kommt man dann fast überall hin (mit dem Presseausweis kommt man in Museumsausstellungen).

Es ging mir nicht darum, Freikarten zu bekommen, damit das geschrieben ist. Ich bezahle Kosten, die für meine Spalte anfallen – dieses Mal 195 Franken je Karte und 400 Maserati-Kilometer –, von meinem Honorar, ohne Tränen (und sonst steht hier: «Ich war Gast von ...»). *So much for transparency*, Kollegen von Tamedia et cetera mit Redaktionsstatut, in dem festgehalten wird, man nehme keine Einladungen an, angeblich.

Ich war Gast von Montreux-Vevey Tourisme und Kempinski, der ältesten Luxushotelkette Europas (Wikipedia), was die Übernachtung angeht. Und zwar in dem neusten Haus, «Le

Mirador» in Mont-Pèlerin. Ich war, ehrlich, die längste Zeit kein Kempinski-Fan (man sollte ehrlich sein, besonders wenn man Gast ist, finde ich); dem Kempinski-«Grand Hotel des Bains» in St. Moritz Bad zum Beispiel merkt man an, dass es einer *chain* angehört. Doch in «Le Mirador» (62 Junior-Suiten und Suiten) ist es anders und hat es mir gefallen. Die Renovierung kostete 50 Millionen Franken oder so. Das ist das eine, das andere ist *soigner les détails* (im Bad gibt es etwa nicht mehr No-Name-resp. Kempinski-Haarwasch- und -Duschmittel, sondern ist alles von Molton Brown).

Mein Abendessen fand in der «Brasserie du Palace» statt. Als ich an den Tisch trat, sagte der Gastgeber, es tue ihm leid, dass wir – *the redhead* war auch dabei – nicht in dem abgetrennten Zimmer sitzen könnten, weil dort bereits Franco Knie sei (ich wusste nicht, dass Leute meinen, ich sei viel verlangend, wenn man mich einlädt). Die meisten Männer der Gruppe in dem abgetrennten Zimmer, übrigens, sahen in meinen Augen aus wie ältere Besucher einer sogenannten Gay Pride (vom Entwurf her, meine ich, sie waren nicht in *drag*). Das kam jetzt vielleicht ein wenig rückschrittlich rüber, ich verstehe. Aber ab und zu soll man nicht verschwiegen sein als Kolumnist. (Und schliesslich ist das die *Weltwoche*.) Ähnlich ging es Prince, wenn ich schon einmal nicht verschwiegen bin – er hatte die Quincy-Jones-Suite, die zweitgrösste des «Palace», grösser ist nur die Präsidentensuite. (Die hatte Seal, der Ehemann von Heidi Klum.)

Die zweite Show begann kurz nach Mitternacht (normalerweise bleibe ich nicht gerne so lange auf zum Arbeiten, aber wenn es sich lohnt – *no problem*). «Prince spielte seine besten Lieder, und zwar sehr, sehr gut», schrieb ich nach seinem Auftritt hier vor zwei Jahren. Und weil ich gerne mich wiedergebe, schreibe ich es noch einmal. (Obwohl er dieses Mal von seinen besten Liedern bloss «Little Red Corvette» und «Purple Rain» brachte.) MvH war im Parterre, *places debout*, so viel Rock 'n' Roller ist man noch (zudem kostete es 480 Franken, wenn man sitzen wollte). René «DJ Bobo» Baumann hatte Plätze auf dem Balkon. Dass René, mit dem ich ein wenig bekannt bin, zu Prince geht, geht irgendwie zu Herzen (ich würde mir wahrscheinlich die Show eines Superkolumnisten nicht ansehen, falls es einen gäbe).

Sekunden nach der Zugabe (zwei Songs) kam «Funky» Claude Nobs, den ich im Grunde gut mag, auf die Bühne und berichtete, wer das Plakat für das Festival des kommenden Jahres gestalte – treffender könnte man das Wort «Fallhöhe» nicht beschreiben. Ferner sagte er, die beiden Prince-Shows seien die einzigen weltweit gewesen, dieses Jahr. Vermutlich hat er recht. Doch falls der Künstler schon bald noch einmal (und noch näher bei uns) auftreten sollte, haben Sie es hier zuerst gelesen.

«Grafik ist ein klassisches Einsteigergebiet»

Dirk Boll, Europa-Chef beim Auktionshaus Christie's, über krisenresistente Sammelleidenschaft, die Wegbereiter der modernen Kunst und Tipps für Anfänger.



«Ich würde sagen: Duchamp»: Auktionator Boll.

Ein Laster, die Habsucht, bildet eigentlich das Fundament des Auktionsgeschäfts. Sind Sie selber lasterhaft?

Ich bin sehr lasterhaft. Aber es ist vielleicht weniger die Habsucht als zum Beispiel die Schlemmerei.

Sie sind European Director von Christie's. Gibt es einen American Director?

Nein. Es gibt einen CEO, der international die Geschicke der Firma leitet, und eine Etage tiefer einen Europa-Präsidenten und einen Präsidenten für Amerika. Darunter kommen dann die Länderchefs, von denen wiederum einige auch European Directors sind.

Würden Sie tauschen wollen?

Auf keinen Fall. Dann könnte ich ja morgens vor der Arbeit gar nicht mehr rasch in die Limmat steigen.

Sie sind studierter Jurist. Brachte Ihnen das Vorteile für Ihre heutige Tätigkeit?

Das finde ich schon. Ich arbeite natürlich nur noch im ganz kleinen Rahmen kernjuristisch. Denkt man an die Restitution von Raubgut, das Geldwäschegesetz, das Kulturgütertransfergesetz, greift unsere Tätigkeit sehr stark ins Juristische, und da bin ich froh, dass ich mein Handwerkszeug gelernt habe.

Welche Sammelgebiete sind von der Krise am stärksten, welche am wenigsten betroffen?

Am wenigsten sehr klassische Sammelgebiete, ich denke an englische Möbel oder an Teppiche. Man kann sagen, je stärker ein Sammelgebiet in der letzten Dekade einer gewissen Spekulation ausgesetzt war, desto stärker ist es heute betroffen. Das ist kein Insiderwissen, sondern einfach gesunder Menschenverstand und die Beobachtung der Märkte in den letzten zwölf Monaten.

Fernsehsendungen wie «Antiques Roadshow» auf BBC oder «Kunst und Krempel»

im Bayerischen Rundfunk machen das Sammeln zum Hobby der Massen. Hilft das Ihrem Geschäft, oder ist es eher hinderlich?

Das hat zwei Seiten. Wir leben davon, dass Menschen sich für Kunst begeistern, und zwar über die Grenzen von Sammelgebieten und auch Wertgrenzen hinaus. Deswegen hilft uns das. Ob das jetzt tatsächlich die Sammlung von bemalten Porzellan-Fingerhüten sein muss, bleibe dahingestellt. Natürlich müssen wir im konkreten Fall oft auftreten als Legendenkiller. Wenn jemand zu uns kommt mit einem Flohmarktfund, der signiert ist mit einem grossen Namen, und die Experten unseres Hauses müssen die traurige Wahrheit sensibel übermitteln, dass dieses Objekt eben kein Gauguin ist, um mal einen Namen zu nennen.

Ein Experte von Sotheby's prognostizierte, dass wir noch die Milliarde für ein Kunstwerk erleben werden. Teilen Sie seine Meinung?

Schon, die Frage ist nur, wann – in 100 Jahren – oder in welcher Währung. Es kommt darauf an, wie die Inflation sich entwickelt.

Wessen Einfluss auf die moderne Kunst ist grösser, derjenige von Marcel Duchamp oder der von Andy Warhol?

Das ist eine hochinteressante Frage. Ich glaube, Duchamp hat der modernen Kunst den Weg geebnet, Andy Warhol hingegen hat die Sicht und die Auffassung von Kunst in das 20. Jahrhundert weiter hineintransportiert, in Bereiche, die Duchamp noch nicht kennen konnte. Wenn Sie mich auf eine Antwort verkürzen wollen, würde ich sagen: Duchamp.

Welches Sammelgebiet eignet sich für Anfänger?

Zum Beispiel Grafik, ein klassisches Einsteigergebiet. Ganz grosse Künstler sind auch Grafiker, auch grosse Grafiker. Man muss nur an Picasso denken. Sicherlich auch Fotografie, was für viele das Medium ihrer Generation ist. Ausserhalb der bildenden Kunst gibt es weitere Bereiche, von der mechanischen Armbanduhr über Vintage-Mode, wo man für vergleichsweise kleine Preise interessante historische Objekte erwerben kann.

Dirk Boll, Jahrgang 1970, ist Geschäftsführer Deutschschweiz und European Director von Christie's International. Sein Sachbuch «Kunst ist käuflich» ist kürzlich bei Ruffer & Rub erschienen.

Die Fragen stellte **Jürg Zbinden**.

Liebschaften mit Gefahrenpotenzial

Von Jürg Zbinden

Gefährliche Liebschaften sind vielgestaltig: Damen pflegen sie intensiv zu Handtaschen und Schuhen. Nicht alle Liebschaften sind des Träumens wert (etwa Flip-Flops oder Crocs). Schon der Briefroman von Choderlos de Laclos («Les liaisons dangereuses») anno 1782 stellte ein Faszinosum dar, ebenso etliche Verfilmungen, u. a. durch Roger Vadim, Stephen Frears und Milos Forman. In der Neuzeit spielt der Hochadel indes nur mehr eine marginale Rolle, während die Sucht nach Schuhen und Taschen ungeahnte Dimensionen erreicht hat, auch dank «Sex and the City». Frauen lieben sie offenbar, die Gefahr. Wichtig: immer schön die Balance halten ...

1 — Inspiriert vom Ghillie, einem schottischen Traditionsschuh, ist dieses Objekt aus den «Objets Hermès» der neuen Herbst/Winter-Kollektion in anschiemgsamem Ziegenleder. Ghillie-typisch sind die Perforationen sowie die neckisch baumelnden Pompons. Solcherlei Schönheit hat ihren Preis – in diesem Fall Fr. 1650.–. Hermès, Bahnhofstr. 31, Zürich.

1



2 — Ein nicht minder begehrenswertes «Objet» ist diese Clutch, ebenfalls von Hermès. Ihre rechteckige Form mit den runden Druckknöpfen im Quadrat geht zurück auf die «Piano Bag» von 1954. Die Dame kann sie elegant schultern oder auch als Abendtasche auf Händen tragen. Erhältlich in drei Lederarten zum Preis von Fr. 6600.– bei Hermès.

2



3 — Renzo Rossos Luxuslinie «Diesel Black Gold» propagiert den Spirit des Jazz, dessen Modernität und Improvisationskunst. Das abgebildete Modell, eine tiefschwarze Schönheit, kostet Fr. 999.– und ist erhältlich in den Diesel-Stores in Genf und Zürich.

3



4 — Navyboot segelt unter dem Motto «Tricolor». In Kombination mit dezenten Outfits frischen die Pumps aus Kalbswildleder graue Herbsttage auf. Der Preis beträgt Fr. 349.–. Zu kaufen bspw. im neuen Navyboot-Flagship-Store, Theaterstr. 3, Zürich.

4



5 — Selbst Madame Pompadour wäre erblasst unterm Puder, wenn eine Kokotte so aufgetreten wäre. Die extrem hohen Absätze, eine Konstruktion aus zwei invertierten Kegeln, verlangen der Trägerin allerdings ebenso viel Geschick ab wie ein Schwebebalken der Kunstturnerin. Preis auf Anfrage. Louis Vuitton, Bahnhofstr. 30, Zürich.

5





Auto

Insekten der Landstrasse

In der Automobilbranche gibt es einen Trend zu Naturformen. Der neue Z4 von BMW ist ein schönes Beispiel dafür. *Von Ulf Poschardt*

Die Bionik lebt vom Ideenreichtum und von der Formenvielfalt der Natur. Sie technisch nachzubilden, um vom Wunder der Schöpfung zu profitieren, wird – fast paradoxerweise – umso wichtiger, je komplexer die Technik gerät. Im Automobilbau gibt es eine neue Tendenz zur Insektenhaftigkeit. Wie in Kafkas «Verwandlung» werden jetzt allerlei Autos zu Käfern. VW hat mit dem Scirocco ein insektizides Heck präsentiert; der Z4 von BMW wird gegen sein Ende hin ebenfalls schuppig verpanzert. Seit Jahren schon polarisiert das Design von BMW, und mit dem neuen

Z4 hat der Dekonstruktivismus von Designer Chris Bangle, der schon verabschiedet ist, seine letzte manieristische Zuckung erhalten.

Die Autokritik schwärmt weithin. Der Z4 ist gewachsen und ganze 12 Zentimeter länger geworden – leider auch 200 Kilo schwerer. Dafür gibt es jede Menge Luxus und Eleganz, auch wenn sich einige Z4-Enthusiasten wohl die alte, schlankere Basis gewünscht hätten. Die Presseabteilung hat mir den Z4 in einem sehr dezenten Sandmetall vor die Tür gestellt und mit beeindruckenden 19-Zoll-Felgen, die den Roadster noch virtueller und filigraner erscheinen lassen. Die Verarbeitung befindet sich auf allerhöchstem Niveau. Der Pilot findet sich sofort mit allem zurecht, und insbesondere das Armaturenbrett könnte klarer und funktionaler kaum sein. Nur mehr der Platz trennt den Z4 von der Oberklasse.

Der Motor ist kräftig wie selbstbewusst und rührt doch wieder an die alte Frage, ob das wuchtige Drehmoment schon bei wenig Gas im niedrigen Drehzahlbereich anliegen muss. Der BMW kann das, aber eigentlich will er hoch gedreht werden: Der agile Sechszylinder

schreit geradezu danach. Die Beschleunigung von null auf hundert geschieht beeindruckend in gut fünf Sekunden, bei Tempo 250 wird der BMW abgeregelt. Auf jeden Fall sollte man die 3610 Franken in das Sportautomatikgetriebe mit Doppelkupplung investieren. Nicht mal ich schalte schneller. Das Stahlverdeck schliesst zügig und elegant, nur der Kofferraum schrumpft dann auf ein Fassungsvermögen von 180 Litern. Der BMW will gerne zackig durch die Kurven bewegt werden, leichte Drifts bekommt man mit dem Z4 hin.

Der Verbrauch ist überraschend zivil, und wer längere Zeit in dem Roadster-Coupé verbringt, vergisst, dass eine gewisse Extravaganz das Auto umgibt. Nach einer Studie des Meinungsforschungsinstituts J. D. Power gehören Z4-Fahrer zu den zufriedenste Kunden im Automobilsegment. Ums Eck wohnt eine hochkultivierte Familie, in der er (als Zweitwagen) ein Porsche-Cabrio und sie einen Z4 fährt: Als sie mich letzte Woche im BMW erblickte, grüßte sie über den Zaun hinweg besonders fröhlich: «Gratuliere zum neuen Auto!» Als ich bekannte, dass es nur ein Testwagen sei, ging sie etwas melancholisch weiter. Im PS-skeptischen Berlin hätte sie sich über einen neuen Z4 in der Nachbarschaft wohl gefreut.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

BMW Z4 sDrive35

Leistung: 306 PS, Hubraum: 2979 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: 72 000 Franken



Würfel für alles

Das Arena von LG hat die innovativste Benutzeroberfläche von allen Handys auf dem Markt. *Von David Schnapp*

«S-Class» nennt LG seine Handy-Benutzeroberfläche, die beim neuen Arena KM900 zum Einsatz kommt. «Der Mercedes unter den Handy-Betriebssystemen», könnte man sagen, und er ist tatsächlich ein Highlight. Über einen dreidimensionalen Würfel, den man drehen und wenden kann, wie man will, kann man auf Funktionen zugreifen. Es gibt individualisierbare Bildschirme für Kontakte, Widgets, Verknüpfungen und Multimedia. Auf der linken Seite des Multimedia-Bildschirms kann man dann beispielsweise seine Lieblingslieder oder Playlists einfügen, rechts ist Platz für Fotos. Wie auf einem Karussell lassen sich dann die einzelnen Objekte drehen. Diese Grafikanimationen, die dank eines speziellen Prozessors möglich sind, gehören sicher zum Besten, was auf dem Handymarkt zurzeit zu haben ist. Dank dem Multitouch-Display, das iPhone-Benutzer bestens kennen, ist die Bedienung leicht, mit einem oder zwei Fingern kann man hier viel bewirken.

Das LG-Telefon ist eine ziemliche Multimedia-Maschine, aber der Reihe nach: Die Kamera mit Blitz, Autofokus und Zoom bietet 5 Megapixel Auflösung. Das tönt nach viel, in der Praxis konnte sie trotzdem nicht immer überzeugen. Allerdings ist selber schuld, wer von einer Handycamera Oberklassefotos erwartet. Bei der Videokamera funktionierte der Autofokus nicht immer so, wie man sich das

wünschte, aber Kürzestfilmchen kann die YouTube-Generation damit problemlos machen. Der Beschleunigungssensor lässt interessante Game-Anwendungen zu, auch wenn anspruchsvolle Java-Spiele nicht möglich sind. Sehr schön animiert ist wiederum die Radio-Funktion, wo man am Frequenzrad drehen kann, um einen Sender einzustellen. Es sind diese Bedienelemente, die den Charme des Arena ausmachen und es auch von der Konkurrenz abheben.

Nicht überzeugt hat der Webbrowser, er ist auch über eine UMTS-Verbindung relativ langsam, die Anzeige ruckelt beim Vergrößern oder Verkleinern, und die Texteingabe ist mühsam, weil eine virtuelle Telefontastatur statt einer Qwertz-Belegung eingeblendet wird, d. h., eine Taste ist mit mehreren Buchstaben beziehungsweise Zahlen belegt.

Fazit: Das KM900 ist ein gutverarbeitetes, wunderbares Spass- und Multimedia-Handy, das man gerne braucht. Als Business-Gerät ist es hingegen weniger geeignet, und das System ist bisweilen etwas gar langsam.

LG Arena KM900. Triband, UMTS, HSDPA, WiFi, GPS, 3-Zoll-Touchscreen, 480 × 800 Pixel, 7,5 GB Speicher, Micro-SD-Speicher bis 32 GB. E-Mail, Outlook-Synchronisation. MP3-Player, FM-Radio, Kamera 5 MP, 8fach-Zoom. Videoaufzeichnung max. 720 × 480 Pixel. USB-Anschluss, TV-Out. Li-Ion-Akku. Gewicht 119 Gramm. Preis ohne Abo Fr. 899.–. <http://ch.lge.com>



Ein bisschen Spass muss sein: Das Arena KM900 von LG.

Für süsse Urenkel

Von Peter Rüedi



Werden wir immer süsser? Nicht so, wie Sie jetzt meinen, sondern im Weingeschmack. Und auch da gilt das, versteht sich, nicht für alle und selbst für die, die in sich eine neue Neigung zu süssen Weinen entdeckt haben, nicht immer. Die versuchen einfach vermehrt den Spagat. Den beherrschen inzwischen auch zum Beispiel die deutschen Produzenten. Entweder sie machen knochentrockene Weisse, oder sie lassen Zucker stehen, deklarieren das aber auch angemessen. Was mokierten sich schweizerische Chasselas-Fundis vor Jahrzehnten über deutsches «Traubi-Cola». Gut, das betraf in erster Linie aufgezuckerten Schrott und schon damals nicht die kostbaren natursüssen Trockenbeereauslesen und Eisweine. Auch bei den Süssen, die mit ihrer Edelkäse (dem beabsichtigten Befall mit dem Schimmelpilz *Botrytis cinerea*) so etwas wie den Urmeter weisser Süssweine vorstellen, bei den Sauternes vom linken Ufer der Garonne, ist, vom Spekulationsobjekt Château d'Yquem abgesehen, die Gemeinde der Liebhaber im Wachsen, aber noch immer relativ beschränkt. Wer kennt, hinter Yquem, nur schon die vermeintlich zweite Garnitur (die Châteaux Climens oder Rieussec z. B.). Geschweige denn die Jahrgänge, auf die es bei den Sauternes mehr als anderswo ankommt. Die Produktion ist diffizil, auf eine desaströse Ernte wie 2000 kann eine grossartige wie 2001 folgen, und fast immer stimmen diese Gezeiten nicht mit denen der übrigen (vornehmlich roten) Bordeaux überein. Hier ist ein Geheimtipp, über den ich eher zufällig gestolpert bin, weil ich Freunden einen kleinen Ferienhauskeller einrichten half. Er heisst Château de Rayne Vigneau 1997, ist, aus jenem Jahr, ein Sauternes der Spitzenklasse, entwickelt eine abenteuerliche, fast exotische Aromenvielfalt, bei aller Süsse pfefferige Noten und gute Säure. Schon heute eine Sensation, ist er auch (was mir eher fernliegt) eine Angelegenheit für Nachlässe und Erbgänge. Falls Ihnen daran liegt, dass sich dereinst die Urenkel Ihrer mit Rührung erinnern. Zu trinken, sagt René Gabriel, ist er «jetzt bis 2080». 19/20 Punkte, völlig zu Recht.

Château de Rayne Vigneau Sauternes 1997. 13%. Fr. 24.75 (37 cl). Gazzar (www.gazzar-weine.ch)

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 2 (-) **Lars Gustafsson:** Frau Sorgedahls schöne weisse Arme (*Hanser*)
- 3 (2) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Knapp*)
- 4 (-) **Judith Hermann:** Alice (*Fischer*)
- 5 (4) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (3) **Karin Slaughter:** Zerstört (*Blanvalet*)
- 7 (6) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 8 (9) **Martin Walker:** Bruno, Chef de police (*Diogenes*)
- 9 (-) **Ursula Priess:** Sturz durch alle Spiegel (*Ammann*)
- 10 (5) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)

Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Fona*)
- 3 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (5) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 5 (9) **Teresa Fortis:** Lockruf Saudia (*woa*)
- 6 (6) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 7 (4) **Domenico Silano, Patrik Maillard:** Silano – Der Jahrhundert-Postraub (*Salis*)
- 8 (-) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Droemer*)
- 9 (8) **Richard D. Precht:** Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)
- 10 (10) **Martin Rütter:** Hund – Deutsch/Deutsch – Hund (*Langenscheidt*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Für alle Todesfälle

Dem Buchtitel ist zuzustimmen: «Das Dumme am Leben ist, dass man eines Tages tot ist» (C. H. Beck). Salopp, nüchtern, einfühlsam und klug beschreibt der amerikanische Autor David Shields die Stationen des Lebens. Im Nacken stets das Wissen um die eigene Sterblichkeit. Das Buch gerät zum modernen Memento mori. Verstörend offen ist die Widmung des schreibenden Sohnes: «Für meinen Vater, 1910–». Der vorangestellte Brief zeigt die ganze Ambivalenz dem Vater, dem Leben, dem Tod gegenüber. Er liebe und hasse seinen Vater. «Ich möchte, dass er ewig lebt, und ich möchte, dass er morgen stirbt.» Für den (Todes-)Fall hält Shields auch berühmte letzte Worte bereit. Etwa jene des aufgeklärten Absolutisten Friedrich des Grossen: «Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen.» (*kep*)

Reisen

Es lebe der Todfeind

Noch nie standen die Chancen so gut, dass das absurde US-Handelsembargo gegen Kuba fällt. Trotzdem wird es bestehen bleiben. Ein Ausflug ins kubanische Labyrinth. Von René Zeyer

«Irrsinnig», nennt es der ehemalige Aussenminister der Reagan-Regierung, George P. Shultz. «Einen Akt des Völkermordes», nennt es der ehemalige kubanische Aussenminister Felipe Pérez Roque. Da sind sich für einmal von rechts bis links alle einig: Das am 7. Februar 1962 durch die USA gegen Kuba verhängte Handels-, Wirtschafts- und Finanzembargo muss weg. Das fordern auch Jimmy Carter und Fidel Castro und Papst Johannes Paul II. (selig) – und der amtierende Präsident Kubas, Raúl Castro, sowieso. Die Vereinten Nationen verurteilen die Wirtschaftssanktionen regelmässig, mit allen Stimmen gegen die der USA, Israels und von ein, zwei weiteren Irrläufern.

Das Embargo verbietet bis heute alle Handelsbeziehungen zwischen den USA und Kuba, dazu Geldüberweisungen in Dollars auf die Insel. Ausserdem darf innert achtzehn Monaten kein Schiff einen amerikanischen Hafen anlaufen und kein Flugzeug in den USA landen, wenn zuvor kubanisches Territorium berührt wurde. Und in einem extraterritorialen Übergriff verbietet die Helms-Burton Act von 1996 auch allen Firmen auf der Welt, mit kubanischen Staatsbetrieben Handel zu treiben, falls dabei während der Revolution enteignete, ehemals amerikanische Besitztümer involviert sein sollten. In diesem Fall könnte der US-Besitzer gegen die ausländische Firma in den USA klagen. Dennoch hat das Embargo sein Ziel, dem «kubanischen Volk Demokratie zu bringen», bis heute offensichtlich nicht erreicht.

Aspirin aus Kanada

Fahren wir also gedanklich in einem Chevrolet, Jahrgang 1957, beim berühmten Hotel «Habana Libre» vor und setzen uns in die Lobby-Bar aus den fünfziger Jahren. Dann bestellen wir eine gutgekühlte Flasche Weisswein aus Kalifornien, rauchen dazu eine Marlboro, gönnen uns gegen den Durst eine Coca-Cola, abgefüllt in Mexiko, und veredeln sie mit einem Schuss Havana Club, der mit Hilfe der französischen Firma Pernod Ricard zum Rum heranreift. Und bevor es vergessen geht: Auch das Hotel «Habana Libre» ist ein Joint Venture mit der spanischen Hotelgruppe Sol Meliá, die immerhin 24 Hotels auf der Insel betreibt. Und falls wir beim Nachdenken über das real existierende Embargo Kopfweh kriegen sollten, die Hotelapotheke hilft gerne mit Aspirin aus Kanada oder gleich mit Tylenol *made in the USA*.

Oberflächliche Randerscheinungen? Aber nein, trotz des in den langen Jahren bis zur Ab-

surdität verschärften Handelsverbots stehen die USA mit einem Anteil von 4,3 Prozent immerhin auf Platz sieben aller kubanischen Aussenhandelspartner. Denn das Embargo ist so löchrig wie ein Schweizer Käse. Wir kommen zum Schluss: Das Handelsembargo nützt nichts, funktioniert nicht und muss weg.

Nützlich Monster im Norden

Der neue Präsident Obama hat Lockerungen angekündigt und umgesetzt, Kubas neuer Machthaber Raúl Castro hat Gesprächsbereitschaft signalisiert – ist es also nur eine Frage der Zeit, bis das Embargo endlich fällt? Weit gefehlt, das Embargo wird nicht fallen. Auf der einen Seite ist die kubanische Regierung nicht im Geringsten an einem Ende interessiert. Denn seit 47 Jahren, und besonders seit dem Zusammenbruch des sozialistischen Lagers, das vorher sein Füllhorn an Wirtschafts- und Militärhilfe über die Insel ausgoss, ist «el bloqueo» die beste Entschuldigung für das eigene Versagen. Es fehlt an Strom, an Nahrungsmitteln, an Medikamenten? Kein Wunder: «el bloqueo»! Die Wirtschaft kommt nicht vom Fleck, die Landwirtschaft ist am Boden, die Industrie rostet vor sich hin, die fruchtbare tropische Insel muss über siebzig Prozent der Grundnahrungsmittel importieren? Kein Wunder: «el bloqueo». Es kann keine Öffnung geben, weil dem Monster im Norden nur ge-eint die Stirne geboten werden kann, diesem Todfeind Kubas, der diesem seit 47 Jahren «el bloqueo» beschert.

Auf der anderen Seite wäre die Aufhebung des Handelsembargos aus genau diesen Gründen die grösste Gefahr, der sich die kubanische Revolution seit 1959 ausgesetzt sehen würde. Wenn diese geniale, vom Feind auf dem Servier-tablett gelieferte Generalentschuldigung weg-fiele, dann, und nur dann, wäre das kubanische Regime wirklich in der Bredouille. Und wenn es wirklich eng wird, dann macht die kubanische Regierung seit Jahren immer das Gleiche: Sie öffnet etwas die Schleusen. Das war 1980 so, als über den Küstenhafen Mariel 125 000 Kubaner nach Miami rüberruderten. Seither blüht dort, nebenbei, der Drogenhandel. Das war 1994 bei der Balsero-Krise der Fall, als nochmals über 150 000 Kubaner mit selbstgebastelten Flößen lospaddelten. Wie viele es wirklich waren, lässt sich schwer eruieren, weil ein bedeutender Prozentsatz unterwegs absoff oder von den Haien gefressen wurde. Und das war eine kontrollierte Öffnung des Ventils.



Magischer Surrealismus: Prachtsstrasse Malecon in Havanna.

Wenn durch die Aufhebung des Embargos das castristische Regime die Kontrolle über die Insel verlieren würde, dann muss man kein Prophet sein, um eine Massenflucht von zwei, drei oder vier Millionen Kubanern vorherzusagen, die vor ihren erbleichenden Onkeln, Tanten, Brüdern und Schwestern in Miami auf der Matte stünden. Und im Gegensatz zu allen anderen Staatsangehörigen der Welt bekommt bis heute jeder Kubaner, der trockenen Fusses amerikanisches Territorium betritt, sofort eine Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung und nach maximal einem Jahr die Green Card. Aber heute, in der Finanz- und Wirtschaftskrise, kann Obama ganz sicher nicht ein paar hunderttausend oder Millionen Kubaner brauchen, die

ja nicht ewig ihren Verwandten auf der Tasche liegen könnten, sondern möglichst schnell Sozialhilfe beantragen würden.

Die einzige Chance, einen Massenexodus von Kubanern nach dem Ende des Embargos und dem möglichen Fall des Regimes zu verhindern, bestünde in einer Sanierung der Insel. Nachdem der gesamte Ex-Ostblock allerdings bis 1990 geschätzte fünfzig Milliarden Dollar auf der Insel versenkt hat und davon ausser ein paar Industrieruinen und verrosteten ZIL-Lastwagen und immer noch fahrenden Ladas wenig übriggeblieben ist, wäre auch das eine ziemlich kostspielige Lösung, zu der Obama wohl völlig zu Recht sagen würde: «No, we cannot.» Ganz abgesehen davon, dass zwar eine Mehrheit der Kubaner einen Systemwechsel wahrscheinlich begrüßen würde, aber garantiert keine Mehrheit der Kubaner eine Rückkehr der Gringos wünschte.

Gefälschte Cohibas für Touristen

Theoretisch sind fast alle Kubaner dafür, dass sich Leistung lohnen sollte, praktisch ziehen sie es aber doch vor, für eine kaum messbare Arbeitsleistung ein Minimalgehalt zu kriegen, das zur Deckung der Grundbedürfnisse ausreicht. Den Rest mischt man sich zurecht. Mit möglichst wenig Aufwand. Indem man

vorzugsweise einem blöden Touristen gefälschte Cohibas andreht.

Letztlich ist die Debatte über das Für und Wider des Handelsembargos ein weiterer Beweis dafür, dass Kuba anders ist als der Rest der Welt. Kuba ist magischer Surrealismus, an dem Logik und rationales Denken zerschellen, weil immer auch das Gegenteil von allem richtig ist. Offiziell geht man mit revolutionärer Entschlossenheit gegen das blutrünstige Embargo vor. In Wirklichkeit opfert man den Santería-Göttern, damit es ja nicht aufgehoben wird. Durch diese eigene Welt bewegen sich Sie als Tourist, gut geschützt vor aller Unbill der Umstände, unter denen Kubaner leiden. Sie machen eine Zeitreise in die ehemalige Hauptstadt Baracoa, wo sich seit der Landung von Kolumbus nicht viel geändert hat, oder Sie besuchen die Schweinebucht, wo der damals junge Fidel Castro den Gringos eine krachende Niederlage bereitete. Das ist faszinierend, und hoffentlich bleibt uns diese Insel, auf der jedes Problem seine Lösung findet und jede Lösung ihr Problem, noch lange erhalten.

René Zeyer war während vieler Jahre Kuba-Korrespondent der NZZ mit Wohnsitz in Havanna. Sein aktueller Bestseller: «Bank, Banker, Bankrott».

Leserreise

Exklusive Kuba-Reise mit der Weltwoche und René Zeyer:

Entdecken Sie zusammen mit dem Kuba-Kenner René Zeyer vom 22. 11. bis 8. 12. 2009 die Karibikinsel. Detailinformationen unter www.weltwoche.ch/platinclub. Oder per Telefon beim Veranstalter Cotravel AG, Tel. 061 308 33 00. Die Reise kostet 6400 Fr., Business-Klasse auf Anfrage.

Westöstlicher Diwan

Von Peter Rüedi

Erst einmal stellt sich Skepsis ein, wenn eine CD wie diese ins Haus steht: Xu Fengxia/Lucas Niggli «Black Lotos». Shanghai meets Uster, mein Gott. Noch so ein weltmusikalischer Firlefanze, wo's doch im derzeitigen globalisierten Getöse auf Abgrenzung ankäme und auf Schärfung der jeweiligen Besonderheiten? Das Misstrauen wächst, wenn ich in den *liner notes* meines Freundes Steff Rohrbach diesen interkulturellen Walkürenritt lese: «Chinesische Oper, mongolischer Kehlkopf- und Obertongesang, Heavy Metal, traditionelle chinesische Volksmusik, Noise, zeitgenössische, westliche Musik, afrikanische Rhythmen und Jazz: Ethnologie, Musikgeschichte, Geschichten, die Spannung des Augenblicks, alles vereint im Instant Composing von Niggli und Xu.» *Too much*. Erinnert mich irgendwie an die Worte, mit denen ein dem Alkohol ergebener österreichischer Bundeskanzler die Gäste einer Wotruba-Vernissage begrüßte: «Romanik. Gotik. Barock. Die Ausstellung ist eröffnet.» Dann höre ich mir die Musik an, mokierte mich anfangs noch über ein paar hingezirpte Chinoiserien und muss am Ende gestehen: Rohrbach hat recht gehört, dieses Duo liefert wirklich alles in allem. Xu Fengxia beherrscht die Guzheng, eine alte langhalsige chinesische Zitter mit 21 Saiten, und die Laute Sanxian, ein Instrument, das wie ein Banjo klingt. Als Sängerin ist sie ein Naturereignis, und da hören die exotistischen Parfüms, hört die Gemütlichkeit vollends auf. Diese Lady ist für's Feuer. Eine Wucht. Sie fegt alle Vorbedenken vom Tisch. Lucas Niggli ist unter den vielen guten Schweizer Schlagzeugern vielleicht der orchestralste, und er ist so etwas wie die Verkörperung eines globalisierten Programms: 1968 in Kamerun von einer Mutter geboren, die selbst in China zur Welt kam. Will sagen: Die beiden bedienen sich nicht einfach beliebig der pikanten Essenzen von den Regalen der Welt-Boutique; sie sind mit all dem Auseinanderliegenden wirklich verbunden. Einmal geflüsterter, mal gebrüllter, verspielter und hammermässig vehementer Diskurs auf dem westöstlichen Diwan. Nichts für Hypertoniker.



Xu Fengxia/Lucas Niggli: Black Lotos. Intakt CD 164. Das Duo ist am 30. 8. in Willisau zu hören und ist anschliessend auf Tournee durch Deutschland, Polen und die Schweiz.

Kopfüber in die Nacht

Die brachialen US-Comedys brechen alle Rekorde. Jüngster Hit ist «Hangover». Von Wolfram Knorr



Der Tag danach: Phil, Alan und Stu versuchen sich zu erinnern.

Ausgerechnet in der Hochburg des Puritanismus hat offenbar ein alter Grieche Konjunktur: Genussmensch Epikur. Er liebte schöne Mädchen, Wein und seinen dicken Bauch. Seine Parole hiess «Lust!». Und Hollywood stürzt sich mit Karacho in den lärmigen Klamauk nach (scheinbar) Epikurs deftigem Lustprinzip. Da onaniert ein Pubertierender in den Apfelkuchen («American Pie»), ein Girl hält Sperma im Haar für Drei-Wetter-Taft («There's Something About Mary»), und lautstarke Flatulenzen («Road Trip») runden die visuellen und sprachlichen Zotenräusche ab Schamschranken schwungvoll überwinden und verbale Freiheiten dem Jux ausliefern führt zu jener Klimax, die die Traumfabrik liebt: lustvolle Super-Profite.

«Hangover» von Todd Phillips («Road Trip») ist der jüngste Coup. Da macht sich eine Clique ewig pueriler Luftküsse, längst berufstätig und zum Teil Familienväter, auf zur grossen Sause nach Las Vegas. Doug (Justin Bartha) will sich vor seiner Hochzeit noch mal mit seinen alten Hallodris enthemmt im Lustgarten von Sin City aalen. Doch der Trip endet, bevor er beginnt, auch für den Zuschauer. Kaum im «Caesars Palace» angekommen, wachen sie schon wieder auf: am nächsten Morgen, total verkatert, ohne Erinnerung. In ihrer Suite tappt ein Löwe herum, gackert ein Huhn und schwelt ein Sofa vor sich hin. Ein Chaos, und

keiner weiss, wieso. Am schlimmsten aber: Bräutigam Doug ist spurlos verschwunden.

Mit klassischer Pingpong-Dialog-Rasanz und raffinierten Flirt-Balzereien haben die deftigen US-Comedys nichts gemein. Sie sind auf den Stammtisch-Humor fokussiert, kreischend und feixend, am liebsten unter der Gürtellinie. «Hangover» gehört dazu und ist trotzdem origineller. Doug und seine Kumpels Stu (Ed Helms) und Phil (Bradley Cooper) sowie sein künftiger Schwager Alan (Zach Galifianakis) haben unwissentlich eine K.-o.-Droge geschluckt und können nur vermuten, kräftig auf die Pauke gehauen zu haben. «Hangover» handelt einzig und alleine vom Tag danach. Kopfüber stürzten sie sich in die Nacht – und dann? Frustriert und irritiert, klauben sie die verheerenden Spuren der Zeit zusammen, in der Hoffnung, dass da was Tolles abging. Da gelingen Phillips einige hübsche Gags. Der beste ist der Plot selbst: Der Traum von der grossen Sause bleibt einer, mit der Orgie wird nur kokettiert – und so geht Doug sauber in die Ehe. Das Puritanische siegt. Vielleicht wurde «Hangover» deshalb zum Hit: In knapp fünf Wochen spielte der Film allein in den USA über 220 Millionen Dollar ein, bei einem Budget von 35 Millionen.

Hangover

Regie: Todd Phillips. USA, 2009

Schwur mit Folgen

Oberammergau befindet sich im Ausnahmezustand: Das Passionsspektakel steht wieder bevor. Das Schweizer Fernsehen hat das ungewöhnliche Dorf besucht. Von Reto Brennwald

Im Friseursalon Bartl ist das Geschäft eingebrochen. Nicht wegen der Wirtschaftskrise, sondern wegen des Haar- und Barterlasses. «Alle männlichen und weiblichen Mitwirkenden und alle Kinder, die an den Passionsspielen 2010 teilnehmen, werden hiermit aufgefordert, sich die Haare, die Männer auch die Bärte, wachsen zu lassen», heisst es auf den Plakatwänden. Damit unterliegen 450 Kinder, praktisch der gesamte Oberammergauer Nachwuchs, dem Haarschneideverbot. Dazu kommen die Erwachsenen, die hier geboren oder seit mindestens zwanzig Jahren ansässig sind. Jeder Zweite im Dorf spielt einen jüdischen Hirten, Tempelwächter oder Hohepriester, was einen haarschnittmässigen Totalausfall von 2500 Personen bedeutet. Einzig Pilatus und seine römischen Getreuen, die schon vor 2000 Jahren einen zackigeren Haarschnitt pflegten, schauen weiterhin bei Bartl vorbei.

Nach einer zehnjährigen Pause feiert Oberammergau im Mai 2010 wieder Passionsspiel-Premiere. Nicht nur die Laienschauspieler, sondern auch Sänger, Orchestermusiker, Regisseur oder Bühnenbildner stammen fast ausnahmslos aus dem Dorf selbst. Die Aufgabe ist enorm. Die sechsstündige Inszenierung der letzten fünf Tage im Leben Jesu wird über hundert Mal aufgeführt. Herrscht der Ausnahmezustand vorerst nur im Haargewerbe, so erfasst er das

ganze Dorf, je näher die Premiere rückt. Denn die Oberammergauer Passionsspiele sind weltweit die berühmtesten, im nächsten Sommer wird gegen eine halbe Million Zuschauer die kleine Gemeinde überfluten.

An keinem Stammtisch gibt es ein anderes Thema. Die Passionsspiele sind ein Teil der Lokalpolitik. Wie stark hält sich der Regisseur an die biblische Vorlage? Wird Pontius Pilatus endlich so dargestellt, wie er war, nämlich als Tyrann? Fragen, die mit grosser Vorsicht angegangen werden. In einer geheimen Sitzung ringt der Gemeinderat um die richtige Wahl des Regisseurs. Ist dieser bestimmt, präsentiert er dem Gremium seine Darsteller, worauf Rolle für Rolle bestätigt oder verworfen wird.

Hitler im Publikum

Als sich 1990 der jüngste Regiekandidat aller Zeiten, der 25-jährige Christian Stückl, gegen den Amtsinhaber aufstellen lässt, gewinnt er die Ausmarchung mit nur einer Stimme Vorsprung. Die Wahl kommt einer Revolution gleich. Stückl bringt eine neue Generation auf die Bühne, die Figuren sollen grössere Individualität erhalten, antijüdische Passagen aus dem Text verschwinden. Doch den konservativen Kräften missfällt Stückls Kurs, sein schon bewilligtes Bühnenbild wird ihm verweigert, nur um Haaresbreite kann er seine Abwahl

verhindern. Es fallen auch andere alte Zöpfe. Verheiratete Frauen und solche über vierzig waren bis dato vom Spiel ausgeschlossen. Was sich ändert, als drei Oberammergauerinnen in einem jahrelangen Gerichtsverfahren das Mitspielrecht erzwingen.

Einer der beiden Jesusdarsteller von 2010 ist der Diplompsychologe Andreas Richter. Zwei Jahre vor seiner Wahl hat er alles andere im Sinn als die Passion. Er zieht an den Bodensee, will sich selbständig machen, beginnt mit dem Umbau eines Hauses. Dann kommt der Ruf aus der Heimat. Der Psychologe hat schlaflose Nächte, sträubt sich dagegen, die Karriere auf Eis zu legen, und gibt schliesslich nach.

Hat ihn der Schwur eingeholt? Er weiss es nicht. Doch wie soll man sich einer solchen Wahl entziehen, wenn man schon im Kinderwagen zur Bühne gerollt worden ist? Richter erinnert sich, wie er ergriffen war vom Totenkampf dieses Mannes am Kreuz. Wie wird es sein, selbst dort oben zu hängen, blutüberströmt, vor 5000 Zuschauern? Richter fragt sich, ob er die Erwartungen erfüllen kann.

Schon der Ursprung dieser Spiele war dramatisch. Als vor bald 400 Jahren in Europa die Pest wütet, wenden sich die Oberammergauer mit einem Schwur an Gott. Sie flehen ihn an, die Plage möge ein Ende nehmen, man werde dafür alle zehn Jahre die Passion aufführen. Tatsächlich fordert die Pest bald darauf keine Opfer mehr, und mit wenigen Ausnahmen spielen die Oberammergauer bis heute alle zehn Jahre den Einzug in Jerusalem, die Kreuzigung und die Auferstehung.

1934 sitzt Hitler in der Vorstellung. Er versucht, die Aufführungen für seine Propaganda umzudeuten, lobt das «Spiel aus der segnenden Kraft der Scholle». In den achtziger Jahren besucht Kardinal Ratzinger, der heutige Papst Benedikt XVI., die Spiele, und in den USA wird nach Oberammergauer Vorbild in dreissig Städten die Passionsgeschichte gespielt.

Evi Huber, die Frau des Dramaturgen, bewirbt in ihrer Pension einen Teil der Zuschauer, die zu den Spielen pilgern. Sie sei zwar Gastwirtin, in dieser Zeit aber vor allem Psychologin. Denn viele Besucher der Spiele stammten aus einfachsten Verhältnissen, seien oft tief religiös und hätten ein Leben lang gespart, um sich die Passion anzusehen. Am Ende der Vorstellung seien sie stark ergriffen, viele brächen in Tränen aus. Da sitze man vor dem Schlafengehen besser noch eine Stunde beim Bier und hole die Leute wieder zurück auf den Boden der Realität.

Und so zieht sich dieses wiederkehrende Spektakel bis in die ersten Tage des Herbstes, wenn die Nächte kühler werden und die Massen das Dorf verlassen. Dann dürfen in Oberammergau wieder die Haare geschnitten werden – mindestens die nächsten neun Jahre lang.

Reto Brennwald ist Moderator, Filmer und Reporter beim Schweizer Fernsehen. Oberammergau ist Thema einer Sendung am 27. Juli um 20.50 Uhr auf SF 1.



Blutüberströmt vor 5000 Zuschauern: Geisselung von Jesus an den Passionsspielen 2000.

Urlaubsträume

Klara Holzer ist die bekannteste Klatschkolumnistin der Schweiz. Aber manchmal fällt es auch ihr nicht leicht, ihre Spalten zu füllen. «Doppelpass», Folge 35. Von Charles Lewinsky

Es war Klara Holzers eigene Idee gewesen, eine jener Ideen, auf die sie mindestens so stolz war wie ein Chemiker auf einen neuen Wirkstoff. Ein grosser Bericht, «Wie unsere Promis Urlaub machen», sechs volle Seiten in der *Schweizer Illustrierten*, und alles an Originalschauplätzen fotografiert. Die Reportage, das war das Brillante daran, sollte nicht erst nach den Ferien im Blatt stehen, wo das Thema schon zehnmal ausgelutscht war, sondern ganz am Anfang, zu einem Zeitpunkt, wo die Promis eigentlich alle noch zu Hause waren. Man musste also mit ihnen eigens zu ihren Traumzielen hinfahren, und so war Klara Holzer auf Verlagskosten zu ein paar sehr netten Reisen gekommen. Mit DJ Bobo in New York zum Beispiel und mit Jürg Marquard auf einem Golfplatz mitten in der Wüste.

Kurt Schädler, der beste, wenn auch schlechteste Society-Fotograf des Landes, hatte zwar gegrummelt, er habe immer noch einen Vertrag mit einem Verlagshaus und nicht mit einem Reisebüro, aber seine Aufnahmen waren genial geworden, absolut genial, und das war eine Formulierung, die Klara Holzer nur sparsam verwendete, obwohl sie sonst durchaus zu Superlativen neigte.

Der Einzige, den sie noch nicht im Kasten hatten, war Eidenbenz. Sie hatte seinen Fototermin ganz nach hinten geschoben – wenn sie ehrlich war: viel zu weit nach hinten –, weil sie gerade bei ihm keine Schwierigkeiten erwartet hatte. Er verbrachte seine Ferien nie irgendwo weit weg im Ausland, sondern immer guteidgenössisch im eigenen Ferienhaus im Berner Oberland. «Wandern, Lesen, gute Gespräche mit der Familie», pflegte er in den rituellen Sommerinterviews als seine liebsten Ferienbeschäftigungen zu nennen, und genau so ein bodenständiges Element fehlte Klara noch zum perfekten Mix. Zwar hatten sie für den Notfall immer noch Monika Kaelin in Reserve, die für einen Medienauftritt jederzeit zu allem bereit war, wenn verlangt, auch zu Urlaub in einem Iglu am Nordpol. «Aber diesmal», hatte Klara Holzer in der Redaktionskonferenz gesagt, «will ich nur Entrecôtes haben und keine Cervelats.»

Das Problem, von dem sie aber nichts wusste, bestand darin, dass Philipp sich standhaft weigerte, für Familie Eidenbenz im Urlaub zu



posieren. Er finde solche Pseudoreportagen sowieso total verlogen, hatte er erklärt, und in diesem Fall ganz besonders, weil er nämlich nicht die Absicht habe, sich wie jedes Jahr drei Wochen lang in einem alten Bauernhaus zu langweilen, nein, vielen Dank, auch nicht mit Blick auf Jungfrau, Mönch und Eiger. Ausserdem habe er in diesem Sommer sowieso keine Zeit. Er habe einen Ferienjob angenommen und müsse arbeiten.

Das war das Erste, das Eidenbenz von der neuen Beschäftigung seines Sohnes hörte, und im Prinzip war er damit ja auch durchaus einverstanden. Schliesslich hatte er Philipp oft genug gepredigt, man könne sich nicht früh genug aufs praktische Leben vorbereiten, und es war schön, zu sehen, dass seine Ermahnungen endlich Früchte trugen. Die Versetzung in die nächste Klasse hatte der Stammhalter auch geschafft, haarscharf zwar nur, aber doch ohne im Provisorium zu landen. Eidenbenz war für einmal zufrieden mit seinem Sohn. Was in seinem Fall hiess: Er war zufrieden mit sich selber und seinen pädagogischen Fähigkeiten. Es war halt doch richtig gewesen, den Buben einmal richtig in den Senkel zu stellen.

Nur eben: Diese Ferienreportage wäre schon eine gute Sache gewesen. Gerade jetzt. Dr. Häberle hatte ihm erst letzte Woche wieder eine Umfrage gezeigt, und seine persönlichen Beliebtheitswerte waren ... Nicht gerade im Keller, das konnte man nicht sagen, aber auch im Parterre fühlte sich ein Eidenbenz nicht wohl.

«Du musst ja nicht wirklich mitkommen», hatte er zu seinem Sohn gesagt, «nur für den einen Tag, damit sie ihre Fotos machen kön-

nen. Ich stifte auch ein Abendessen im «Victoria-Jungfrau». Die haben sechzehn *Gault Millau*-Punkte.»

Aber trotz dieses grosszügigen kulinarischen Angebots war Philipp stur geblieben. Und sich nur mit Sonja vor dem umgebauten Stöckli fotografieren zu lassen, das entsprach nicht dem Bild, das Eidenbenz der Öffentlichkeit von sich zeigen wollte. Mit Sohn wirkt man familienväterlich, fürsorglich und zuverlässig, genau die richtigen Eigenschaften für jemanden, dem die Stimmbürger ihre Geschichte anvertrauen sollen.

Nur zu zweit dagegen – das sah viel weniger dynamisch aus. Als ob man sich schon aufs Altenteil zurückgezogen hätte. Ein Ätti, der auf dem Bänklein vor dem Haus in die Abendsonne blinzelt und sein letztes Pfeifchen schmaucht. Das war keine Rolle für einen Eidenbenz. Schliesslich war er noch voll im Saft.

Man hätte sich natürlich von den Nachbarn den Berner Sennenhund ausleihen können, das wirkte auch immer gut auf Bildern. Aber irgendwie war es eben doch nicht dasselbe.

Ausserdem war Sonja nach ihrer Kur nicht vorzeigbarer geworden. Eher im Gegenteil. Vorher hatte man ihr noch sagen können: «Du setzt dich jetzt hier neben mich hin und lächelst!» – und dann hatte sie sich hingesezt und gelächelt. Vielleicht ein bisschen im Dusel, aber das sah man den Bildern ja nicht an. Seit sie aus der Klinik zurück war, ging das nicht mehr so einfach. Sonja hatte neuerdings ihren eigenen Kopf und wollte den auch durchsetzen. Richtig bockig war sie geworden.



Und dazu noch dieser Tick mit der ständigen Fotografiererei. Hatte da während der Kur irgend so ein Kürslein mitgemacht – «Kreativ-Therapie» nannte sich das und wurde einem extra in Rechnung gestellt –, und jetzt, wo sie wieder zu Hause war, konnte sie nicht mehr damit aufhören. Schleppte ständig diese Kamera mit sich rum und nervte die Leute damit. Letzthin hatte sie ihn sogar ums Verrecken zu einer Sitzung des kantonalen Parteivorstands begleiten wollen. Die Männer dort, hatte sie gesagt, passten genau in die Reihe der Porträts, an der sie arbeite. Als ob so ein bisschen in der Gegend herumfotografieren irgendetwas mit Arbeit zu tun hätte! Er hatte natürlich nein gesagt, hatte ihr gehörig den Marsch geblasen. Es wäre ja noch schöner gewesen, wenn sie ihn vor den wichtigen Leuten seiner Partei mit ihrem neuen Hobby blamiert hätte.

Bei der SI-Reportage hätte sie zu seiner Überraschung sogar gern mitgemacht. «Den Kurt Schädler wollte ich schon lang mal kennenlernen», sagte sie. «Ich glaube, der hat eine ähnliche Einstellung zum Fotografieren wie ich.»

Nein, ein Bild nur mit ihm und Sonja, das hätte falsch ausgesehen. Und ganz allein, das ging schon gar nicht. Wer eine Partei vertritt, in der die Familie ganz weit oben im Programm steht, der fährt nicht allein in den Urlaub. Schon gar nicht nach den Gerüchten, die während Sonjas Klinikaufenthalt in Umlauf gewesen waren. Und am allerwenigsten in der Reportage einer Journalistin, von der man munkelte, dass sie als «Kassandra» hinter dem bösartigsten Blog des ganzen Internets stecke. Dann lieber gar nicht in der SI vorkommen.

Also liess Eidenbenz sein Sekretariat ausrichten, es tue ihm furchtbar leid, der übervolle Terminkalender und die Dreifachbelastung als Geschäftsmann, Politiker und Präsident eines Fussballklubs, ein andermal gern, aber diesmal liesse es sich einfach nicht richten. Was man in solchen Fällen eben sagt.

Zehn Minuten später war Klara Holzer am Telefon, liess sich einfach nicht abwimmeln und wollte unbedingt mit ihm selber sprechen. Sie wäre in ihrem Beruf nicht so weit gekommen, wenn sie neben ihrer zuckersüssen Freundlichkeit nicht auch über eine gehörige Portion Penetranz verfügt hätte.

«Ich habe ja volles Verständnis, lieber Herr Eidenbenz», flötete sie ins Telefon. «Ein Mann mit so vielen Verpflichtungen! Aber gerade deshalb kann ich nicht auf Sie verzichten. Die anderen, die Calmy-Rey oder der Roger, das sind doch, verglichen mit Ihnen, alles nur Leichtgewichte.» Sie hatte berufsbedingt keinerlei Hemmung vor schamlosen Schmeicheleien.

Der Hintergrund ihrer Insistenz, aber das wusste wiederum Eidenbenz nicht, war die Tatsache, dass die Besetzung der Story hausintern schon längst verkauft und auch das Layout schon gemacht war. Wenn sie jetzt statt mit Eidenbenz mit Monika Kaelin ankam, machte sie sich vor den Kollegen nur lächerlich.

«Bedaure», sagte Eidenbenz, «aber auch meine Woche hat leider nur sieben Tage, und davon kann ich auf keinen verzichten.»

«Es muss ja kein ganzer Tag sein», zwitscherte Klara Holzer.

«Bis man nur schon in Interlaken ist ...»

«Aber eine halbe Stunde werden Sie doch für mich erübrigen können, lieber Herr Eidenbenz. Wofür gibt es denn die moderne Technik? Passen Sie auf: Ihr Bauernhaus haben wir noch von früher. Wenn Sie nur ganz kurz zu uns ins Fotostudio kommen könnten, in Ferienkleidung natürlich, wirklich nur auf einen Sprung, dann würden wir den Rest im Computer machen. Unser Kurt Schädler hat auch schon eine wunderbare Bildidee: Sie halten einen Fussball in der Hand und schauen verträumt zu den Alpengipfeln hinauf. Und im Lauftext schreibe ich dann etwas von <denkt in der klaren Bergluft darüber nach, wie er nach dem knapp verpassten Meistertitel seine Mannschaft wieder zur Nummer eins machen will>.»

«Tut mir leid», sagte Eidenbenz. «Aber ich habe keine Minute.»

«Wie Sie meinen», setzte Klara ihre stärkste Waffe ein, «dann muss ich eben Gigi Oeri fragen. Die ist für ein Urlaubsbild immer gut, so schön braun, wie sie das ganze Jahr ist.»

Gigi Oeri? So weit kam es noch! Damit die dann im FCB-Dress in ihrem Puppenmuseum stand? Nein, das konnte Eidenbenz nicht zulassen.

«Wissen Sie was, Frau Holzer? Mir kommt da eben eine Idee. Ganz spontan. Ich weiss jetzt, wen Sie statt mir in Ihren Bericht einbauen sollten.»

«Monika Kaelin?»

«Wer? – Nein, ich meinte unseren Mittelstürmer. Den Tom Keita. Erstens sieht der bedeutend besser aus als ich ...» Er lachte sein Eidenbenz-Lachen in den Hörer. «... und zweitens ist er im Moment ein richtiger Volksheld, seit diesem legendären Spiel. Auch wenn wir wegen der vielen Verletzungen am Ende doch nicht Meister geworden sind.»

«Tom Keita?» Keine schlechte Idee eigentlich, dachte Klara. Er mit seinem Traumkörper in ganz knappen Badehosen an einem Swimmingpool. Und daneben seine Verlobte im Bikini. Nur ...

«Das geht leider nicht, Herr Eidenbenz. Mein Chef besteht darauf, dass in dieser Reportage nur Schweizer vorkommen dürfen.»

Worauf Eidenbenz fatzbumm einen Entschluss fasste.

«Das müsste eigentlich kein Hindernis sein. Passen Sie auf, Frau Holzer. Wenn Sie mir versprechen, dass Sie darüber schweigen, bis ich Ihnen grünes Licht für die Veröffentlichung gebe, dann habe ich eine Sensation für Sie!»

Folge 36 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Im Internet

Alle Folgen auf www.weltwoche.ch/doppelpass

Ordentliches Brimborium

Die Designerin Vanessa Meister, 27, und der Architekt Krishnan Varma, 27, heiraten im Oktober. Er mag Dürrenmatt, sie steht auf Bollywood.

Vanessa: Ich lebte in einem besetzten Haus in Zürich und überlegte hin und her, was ich machen sollte, als ich von einem NGO-Projekt in Südindien hörte. So reiste ich zum ersten Mal dorthin. Bald war ich ein angefressener Bollywood-Fan, kannte fast alle Lieder auswendig, begann, die entsprechenden Tänze zu lernen und märchenhafte Kleider zu nähen. Als sich die Gelegenheit bot, einen Film über meinen Lieblingsschauspieler zu realisieren, sagte ich sofort zu. Nach neun Monaten hatte ich den Star endlich vor der Linse. In der Zwischenzeit war ich hoffnungslos in das Land und in die Leute vernarrt.

Krishnan: Zum Zeitpunkt, als Vanessa ihre Liebe für Indien entdeckte, studierte ich an der Universität von Delhi Architektur. Aufgewachsen bin ich im Bundesstaat Punjab. Chandigarh ist eine der wenigen geplanten Städte Indiens und unterscheidet sich ziemlich von den anderen – ein wenig chaotischeren – Metropolen meines Landes. Meine Eltern und ich lebten in einer Wohnsiedlung, die der Architekt Le Corbusier realisiert hatte. Mein Interesse für ordentliche Formen und die Schweiz fusst in meiner Kindheit. Meine Mutter ist Mathematikerin, mein Vater Theaterdirektor: Frisch und Dürrenmatt sog ich praktisch mit der Muttermilch ein. An der ETH Zürich machte ich meinen M. A. in urbaner Architektur.

Vanessa: Nach meiner Rückkehr in die Schweiz trug ich mich mit dem Gedanken, in Südindien ein Kleiderbusiness aufzuziehen, und suchte über eine Anzeige auf dem ETH-Board einen Hindi-Lehrer. Es meldeten sich etwa fünfzig Männer. Zwei Monate verstrichen, da meldete sich einer, der Malajalam spricht, die Amtssprache Keralas. Es war Krishnan. Wir wussten nichts voneinander, auch nicht, wie wir aussehen, als wir uns zum ersten Mal trafen. Wir gingen ins Kino und dann an eine Bollywood-Party. Obwohl Krishnan so tat, als möge er das indische Brimborium nicht, konnte er alle Tänze und sang die Lieder auswendig mit. Kurz: Wir ergänzten uns auf Anhieb perfekt.

Krishnan: Das nächste Date gab mir Vanessa im Zürcher Niederdorf. Es war Winter. Ich traf



«Wir ergänzten uns auf Anhieb perfekt»: Brautleute Varma-Meister.

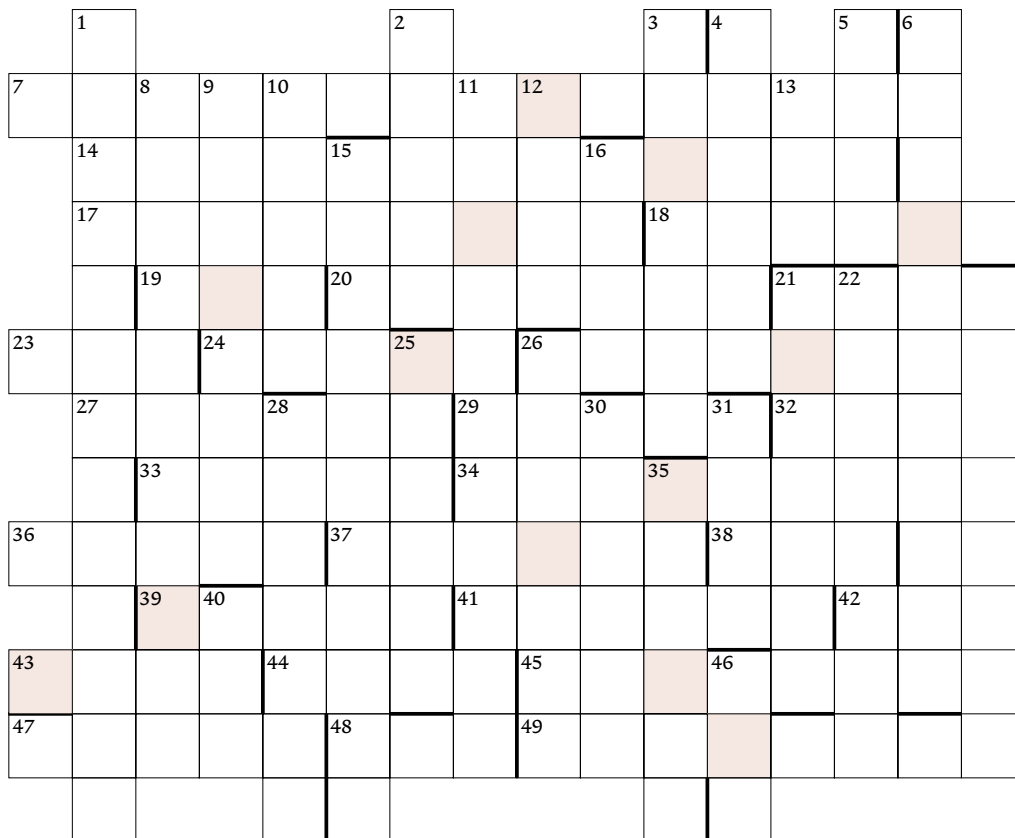
sie als Gold-Engel verkleidet. Sie verkaufte Glühwein an Passanten. Das fand ich hinreisend, weil cool und witzig. Natürlich werden in Indien Heiraten arrangiert. Vor allem auch in den gehobenen Kreisen, es ist wie anderswo auch: So potenzieren sich Macht und Reichtum. Obwohl solche Verbindungen meist recht gut funktionieren, steht für mich die Liebe in all ihren Facetten an erster Stelle einer Beziehung. Diese Liebe fand ich mit Vanessa. Bald ging es darum, meinen Eltern klarzumachen, dass ich mich ernsthaft verliebt hatte: in eine Europäerin. Binationale Partner werden auch in meinem Land mit Vorurteilen konfrontiert. Viele denken, der andersfarbige Partner – in diesem Fall Vanessa – erhoffe sich aus der Verbindung einen Vorteil. Kommt dazu, dass es in Indien auch in den progressivsten Milieus undenkbar ist, dass man unverheiratet ein Paar sein kann.

Vanessa: Damit seine Eltern mich ein wenig kennenlernten, schickte ich ihnen eine Schach-

tel voller Schweizer Dinge zu: Kuhglöcklein, Musikdösli, Ansichtskarten. Dazwischen legte ich privaten Krimskrams und verschiedene Fotografien von mir. Wenig später riefen sie mich an und sagten, ich solle sie besuchen kommen. Beim Treffen in Mumbai ging alles gut. Am ersten Tag sagte der Cousin: «Gib uns bitte deinen Reisepass.» Ich fragte: «Pass? Wieso?» Er antwortete: «Damit wir eine Kopie für das Heiratsaufgebot machen können.»

Krishnan: Wenig später holte ich den Antrag – den ich sowieso machen wollte – nach. Im Centre Pompidou in Paris. Vor einem modernen Kunstwerk. Vanessa zog strahlend eine hübsche Schachtel aus der Handtasche: Darin befanden sich zwei Ringe.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.



Lösungswort — Trophäenerbschaft mit Rabatt

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) 7 Bei Konservativen sind Gefühle eher einseitig verteilt. 14 Archaisch theatralisches Benehmen. 17 Heisse Party mit mindestens 600-Grad-Toleranz. 18 Etwas mehr Anlauthärte bringt das Muster in die Sonnenstube. 19 Sie lenkt Abgaben um den Textteil herum. 20 Der Mann aus dem Osten brachte Fotografie zu den Massen. 21 Bringt Leute, nicht Gewebe nach oben. 23 Betagte Taste. 24 Wird ziemlich blass bei Gesichtsverlust. 26 Verbündliche Verschmiedung. 27 Ungeheure blaue Sterne an der Strasse von Messina (y=i; c=z). 29 Wie Schnallen den Gürtel schnallen sollen. 32 Die Staaten können sich so nicht «von» schreiben. 33 Wie man sich altmodisch unverwundbar macht. 34 Qualmjäger. 36 Hulots Beziehung zu Gérard's Mutter. 37 Von Pozzuoli kommt man ziemlich genervt dorthin. 38 Wo man Ehsif findet. 39 (K)eine tückische Tabelle. 41 Altmeister der Verpuppung. 42 Bambino bist du 6? 43 Der ermordete Mohr von Rom (Vn.). 44 Irrer Warnerton. 45 Tausi Melek ist ihr Engelpfau (v. h.; j = i). 47 Jenseitsfan. 48 Das Unwort einer Fiancée. 49 Massive Porzellanhöhe.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) 1 Rapunzel hat Diabolisches an den Füßen. 2 Sie rasen mit Tempo durch den Wald (v. h.). 3 Ein Adliger tanzt hier völlig aus seiner eigenen Reihe. 4 Wie der arbeitende Teil unserer Bevölkerung jeden Morgen die Gastronomie stützt. 5 Ohne kommen Briten nicht wieder auf die Beine. 6 Die Zeuge drücken sich ums Werken. 8 Der Bruder Jakobs macht Menschen wahnsinnig. 9 Domestiziertes Schlagvieh. 10 Was (sich) der Kiffer im Knast idealerweise klebt. 11 Neben Fedi war der Tennisösti eine kleine Nummer. 12 Boccaccios Jugendliche? Die kamen ohne zum Decamerone. 13 Moleküles Infoteil. 15 Alex' Draht zum FCB. 16 Hotmail hat die Netzsprache in sich. 21 Unablässig zu Fuss unterwegs. 22 Wo die wohnen, möchten sie eigentlich nicht sein. 25 Passerfinder für Papierlose. 26 NHL-Entenhausen. 28 Halbkantonales Kapitälchen. 30 21 Schilling oder 105% Pfund. 31 Biblischer Durchgang für Kamele (v. h.). 35 Im Prinzip Beerenlikör aus Dijon. 40 Fühlte sich manchmal matt in Frankreich (v. h.). 46 Sein oder nicht ist hier nur eine Frage des Dritten.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 126

	F	H	B		B	I		P			T						
E	R	W	A	E	R	M	U	N	G	A	M	M	A	N	N		
	O	A	X	A	C	A	N	F	E	R	D	E	N	E			
A	N	L	E	G	E	S	T	E	L	L	E	I	U	P	E		
	L	D	E	L	T	E	N	R	E	A	Z	N	A	R			
B	E	A	M	E	R	R	E	N	E	M	I	E	S	E			
	I	M	E	T	H	U	S	A	L	E	M	I	E	S			
	C	E	R	O	N	S	L	A	N	I	D	R	A	K			
T	H	I	S	B	E	G	E	I	S	T	E	R	N	D			
	N	S	O	A	E	P	L	R	A	A	R	E	I	O			
L	A	E	N	G	S	T	N	A	G	E	T	I	E	R	E		
A	M	N	I	O	N	T	E	N	N	R	E	Z	E	N	T		
											E		E	O			

Waagrecht — 8 ERWAERMUNG 12 AMMANN (Simon ...; Lukas ... «Graf Yoster») 15 OAXACA (mexikan. Bundesstaat, Heimat des Mezcal) 17 FERDEN (Verladestation Goppenstein gehört dazu) 19 ANLEGESTELLE («Geld anlegen») 20 IUPE (Jupe) 21 DELTENRE (Ingrid, ab 2010 bei der «European Broadcasting Union») 23 AZNAR (eh. span. Premier; v. h. «Ranza») 24 BEAMER (Scotty in «Raumschiff Enterprise») 26 RENE (... Magritte; frz. Surrealist † 1967; «Ceci n'est pas une pipe») 27 MIESE (Minuspunkte b. Kartenspiel) 28 METHUSALEM (H. Allingham, † 18.07.09 (!), eh. ältester Mann d. Welt) 31 IES (Rockband «Yes») 33 CERO (= span. null) 34 ONS («One night stand» in «Bronsons») 35 LANIDRAK (Kardinal) 37 THIS (= engl. dieser; ... Jenny, Glarner Politiker) 38 BEGEISTERND (Be-Geiste-rnd) 41 NSOAEPLR (ergibt «Personal») 43 AARE 44 LAENGST (Un... = kürzlich) 45 NAGETIERE 46 AMNION (Embryonalhülle) 47 TENN 48 REZENT (= frisch; gut gereift)

Senkrecht — 1 FRONLEICHNAM 2 HAXE oder TAXE 3 BEAGLE (Snoopy aus «Peanuts» ist einer; snoop = engl. schnüffeln) 4 BUNTNESSELN (Zierpflanzen) 5 INFERNAL 6 PARLAMENTAER (Unterhändler) 7 TNEPRES (serpent = frz. Schlange) 9 WALDAMEISEN (Wald am Eisen) 10 MASERUNG 11 GELEE 13 MEINEID («Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort») 14 ANUAS (Sauna in «Sau natürlich») 16 CET (Central European Time) 18 DEZIMIERT 22 EMERSON (Keith ..., brit. Keyboarder; ... Fittipaldi, eh. brasil. Rennfahrer) 25 RHOEES (Secohr, «Irismuschel») 29 TOBAGO (Hptst. Scarborough, Song «Scarborough Fair») 30 LASAGNE 32 ERNIE (Figur der «Sesamstrasse») 36 ADORNO (Theodor, dt. Philosoph † 1969) 39 IRAN (liegt am Golf) 40 REIZE (Silvia, CH-Schauspielerin) 42 PTT (1852 - 1997)

Lösungswort — EXPRESSIONIST

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



digitec.ch

3 von 24310 Artikeln

Filialen in Zürich, Winterthur, Dietikon und demnächst in Luzern (Kriens) • Gratis Postversand in die ganze Schweiz
www.digitec.ch E-Mail: digitec@digitec.ch Telefon: 0848 00 88 00

Bestseller



1199.-

Sony KDL-40W4500

Hochwertiger Full HD-Fernseher, mit dem sich dank DLNA-Heimnetzwerktechnologie unkompliziert auch Ihre Foto- und Musiksammlung geniessen lässt.

- 40 Zoll-LCD-Fernseher, 102cm Bildschirmdiagonale
- Full HD, Auflösung 1920x1080 Pixel
- 100Hz-Technologie, 24p-Modus
- xvYCC-Farbraum, 10Bit Farbtiefe
- Kontrastverhältnis 50000:1 • Helligkeit 500cd/m2 • TV-Tuner analog/digital (HDTV) • Bilderrahmen-Modus • Ethernet-Netzwerkanschluss • Blickwinkel 178° (h/v)
- Anschlüsse: 3x HDMI, VGA, Component, Composite, S-Video, 2x SCART, S/PDIF, USB • 2x 10W Lautsprecher • 99x65x11cm Artikel 154700



299.- statt 399.-

Nintendo Wii

inkl. «Wii Sports»



Wii Fit
40 Fitnessübungen, inkl. Balance Board Artikel 146298

111.-

Die «Wii» bietet Spass, Unterhaltung und dank der innovativen Steuerung Bewegung vor dem Fernseher!

- Spielkonsole mit revolutionärem Controller, Nunchuck und bewegungs-sensitiver Steuerung
- «Wii Sports»: Spielesammlung mit den Sportarten Tennis, Golf, Bowling, Boxen und Baseball

• Konsole: WiFi 802.11b/g, Bluetooth, SD-Steckplatz • «Wii Sports»: Ab 7 Jahren, mit Multiplayer-Modus Artikel 135626

Bestseller



79.-

Samsung Laserdrucker

ML-1640

Schwarzweiss-Laserdrucker zum unschlagbaren Aktionspreis!

- Kompakte Grösse und attraktives Design
- Mehrzweckpapierzufuhr bis zu 150 Blatt
- Druckt bis zu 16 S/Min. in s/w
- Sparsam im Verbrauch

• Druckauflösung bis zu 1200x600dpi
• SPL Emulation • 8 MB Speicher • USB-Anschluss • 30x35x21cm Artikel 152369